

Saida Keller-Messahli, Nathalie Wappler, Celia Sandys, Latinas

Nummer 28 – 10. Juli 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Schweiz im Endspiel

Beziehungen zur EU – die Zeit des Schönredens ist vorbei.

Von Urs Paul Engeler, Roger Köppel und Florian Schwab

Menschenrecht auf Betrug

Strassburger Richter: Krimineller Asylschwindler darf bleiben.

Von Alex Baur

Warum Frauen immer Sex wollen

Sieben Irrtümer über Sexualität und Liebe. *Von Christian Thiel*



Burma auf dem Irrawaddy

Mit dem Suitenschiff RV Thurgau Exotic I ❄️❄️❄️

Hotelaufenthalte Inle See, Bagan, Hochebene Mandalay



Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 400.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

- **Faszinierende Landschaften**
- **Einzigartige Kulturschätze**
- **Beinrunderer am Inle See**
- **Luxuriöses Suitenschiff für 21 Gäste**
- **Suiten über die ganze Breite des Schiffes, weltweit einmalig**
- **Top Service an Bord**

Rangun–Inle See–Bagan–Mandalay

- 1. Tag Schweiz–Rangun** Flug via Bangkok nach Rangun.
- 2. Tag Rangun** Nach dem Mittagessen Stadtrundfahrt mit berühmter Shwedagon Pagode. Hotelübernachtung.
- 3. Tag Rangun–Heho–Inle See** Flug nach Heho und Weiterreise zum Inle See. Bootsfahrt über den See vorbei an Pfahlbauten und schwimmenden Gärten. Hotelübernachtung.
- 4. Tag Inle See** Ganztags Bootsrundfahrt. Besuch Handwerksbetriebe und 5-Tage-Markt. Hotelübernachtung.
- 5. Tag Inle See–Heho–Bagan** Vormittag freie Zeit (Mittagessen nicht inbegriffen). Flug nach Bagan. Transfer zum Hotel. Abendessen. Hotelübernachtung.
- 6. Tag Bagan** Besichtigung einiger der wichtigsten Tempel und Pagoden sowie einer Lackwaren-Manufaktur. Transfer zum Schiff, Einschiffung, Mittagessen. Weitere Besichtigungen.
- 7. Tag Bagan–Sale** Rundgang durch Sale. Präsentation burmesischer Bräuche und Traditionen an Bord. **8. Tag Sale–Shwe Pyi Thar** Am Morgen Spaziergang durch das Dorf Shwe Pyi Thar. Nachmittags Vortrag an Bord..

- 9. Tag Myinmu** Am Morgen Spaziergang zum lokalen Markt. Geniessen Sie den Nachmittag an Bord.
- 10. Tag Sagaing–Amarapura** Busfahrt in die Sagainghügel. In Amarapura. Besuch Baumwoll-/Seidenweberei. Besichtigung U Bein Brücke, längste Teakholzbrücke der Welt.
- 11. Tag Ava–Mingun** Mit Pferdekarren durch Ruinenstadt Ava. Besichtigung Mingun Pagode. Abends burmesische Tanzaufführung an Bord.
- 12. Tag Mandalay** Besichtigung Teakholzkloster Shwe Nan Daw Kyaung und Kuthodaw Pagode. Abschiedscocktail.
- 14. Tag Pyin OO Lwin–Mandalay–Rangun** Am Morgen Ausflug Pwe Kauk Wasserfall. Besuch Kaffeeplantage, Picknick. Transfer.
- 15. Tag Rangun–Schweiz** Freie Zeit am Vormittag (kein Mittagessen). Nachmittags Transfer zum Flughafen. Rückflug via Bangkok.
- 16. Tag Zürich** Am Morgen Ankunft und ind. Heimreise.
Programmänderungen vorbehalten.

Rangun–Mandalay–Bagan–Inle See

Schiffsreise in umgekehrter Reihenfolge, anschliessend Aufenthalt am Inle See.

RV Thurgau Exotic I ❄️❄️❄️

Im Kolonialstil in Burma gebautes Holzschiff für max. 21 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt das Schiff durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten verfügen über Klimaanlage, DU/WC, Föhn, Safe. Sie erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet (weltweit einmalig). Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck. **Nicht-raucherschiff** (auf dem Sonnendeck darf geraucht werden).



Shwezigon Pagode



Inle See

16 Tage ab Fr. 5190.-

Rabatt von Fr. 400.- bereits abgezogen



Suite Oberdeck

Reisedaten 2014/15 **Rabatt 400.-**

Bagan–Mandalay	Mandalay–Bagan
02.01.15–17.01.15	28.12.14–12.01.15
16.01.15–31.01.15	11.01.15–26.01.15
30.01.15–14.02.15	25.01.15–09.02.15

Reisedaten 2015/16 **Rabatt 300.-**

Bagan–Mandalay	Mandalay–Bagan
30.10.15–14.11.15	25.10.15–09.11.15
13.11.15–28.11.15	08.11.15–23.11.15
01.01.16–16.01.16	27.12.15–11.01.16
15.01.16–30.01.16	10.01.16–25.01.16
29.01.16–13.02.16	24.01.16–08.02.16

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flüge mit Thai Airways oder anderer IATA Gesellschaft in Economy Class
- Inlandflüge gemäss Programm
- 4-Sterne Hotels inkl. Vollpension (ausser Tag 5 und 15)
- Transfers, Hafentaxen
- Alle Landausflüge und Stadtrundfahrten
- Thurgau Travel Schiffsmangement
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung

Nicht inbegriffen

Trinkgelder, Visum Fr. 80.-, lokale Flughafentaxen, Getränke, Versicherungen (Wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge bleiben vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise p. P. in Fr.

	vor Rabattabzug
Einzelkabine Hauptdeck	5990.-
Suite Hauptdeck	5590.-
Suite Oberdeck Mitte	5790.-
Suite Oberdeck vorn	5990.-
Front-Suite OD, Privatbalkon	6290.-
Zuschlag Business Class	auf Anfrage



Restaurant

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
Verlangen Sie Isabella Hasler

Thurgau Travel ✨
Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden

Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Intern

Es ist das Ende eines grossen Missverständnisses. Bisher haben der Bundesrat und der zuständige Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) immer den Anschein erweckt, als könne die Schweiz den «bewährten bilateralen Weg» mit der EU weitergehen und sogar noch ausbauen. Jetzt hat die EU klargemacht, welches ihre Bedingungen sind, damit die Schweiz weiter am Binnenmarkt teilnehmen kann. Die Klärung ist



«Würde mir gefallen»: SRF-Kulturchefin Wappler.

hochwillkommen. Sie zeigt, dass von «bilateralen» Beziehungen nicht länger die Rede sein kann. Die Schweiz soll nach Ansicht der EU nichts mehr zu sagen haben, die Entscheidungsgewalt soll allein in Brüssel liegen. Urs Paul Engeler analysiert in unserer Titelseite die unüberbrückbaren Differenzen zwischen der EU und der Schweiz. Es sei Zeit für einen Stopp und für Umkehr. **Seite 20**

«Das würde mir auch gefallen», sagte SRF-Kulturchefin Nathalie Wappler auf den Vorschlag, aus dem zuletzt vielgescholtenen «Literaturclub» eine Diskussionsendung im alten Stil zu machen, in der intelligente Leute rauchend und Alkohol trinkend bis in den Rausch lustvoll debattierten. «Aber so etwas kann man heute nicht mehr machen.» Eineinhalb Stunden diskutierte Kulturredaktor Rico Bandle mit Wappler über Kulturjournalismus in Radio und Fernsehen, den «Tator» und die Meinungsvielfalt in der 360 Mitarbeiter umfassenden SRF-Kulturabteilung. Wappler zeigte sich debattierfreudig, schlagfertig, verteidigte vehement ihr Programm. Erst beim anschliessenden Fototermin lief nicht mehr alles so rund. **Seite 32**

Aufsehenerregend ist sie nicht, eher unscheinbar. Doch ein wenig Aufsehen erregte Saïda Keller-Messahli schon beim Fototermin auf dem Zürcher Sechseläutenplatz. Das im Wind flatternde, türkisfarbene Chiffontuch, durch das die Fotografin die bekannteste Islamismuskritikerin der Schweiz ablichtete, zog viele Augen auf sich. Keller-Messahlis Botschaft war klar: Sie will die Schleier zerreißen: die vor den Gesichtern und die in den Köpfen. Was sie zu sagen hat, verhält indes oft ungehört. Warnungen vor den Gefahren, die von einem radikalen Islam ausgehen, sind vielen Multikulti-Apologeten unbequem. In diesem Heft erklärt sie, warum sie sich trotzdem engagiert. Zudem schildert der renommierte britisch-pakistanische Autor Ahmed Rashid, ein profunder Kenner der Taliban, auf welche Katastrophe die islamische Welt derzeit zusteuert – mit absehbaren Folgen auch für Europa. **Seite 24, 40**

Vor sechzig Jahren konnte sich Bern – heute kaum zu glauben – als Sportkapitale der Welt rühmen. Die Bundesstadt war 1954 Austragungsort der Leichtathletik-Europameisterschaften (mit Laufsiegen der Legenden Zátopek und Bannister), des Formel-1-Grand-Prix von Bremgarten (Sieg des grossen Juan Manuel Fangio auf Mercedes-Benz) und des Fussball-WM-Finals. Unser ehemaliger Redaktor Hanspeter Born, damals C-Junior beim FC Minerva (heute mit dem damaligen Rivalen auf dem Spitalacker-Platz, FC Zähringia, zum FC Breitenrain fusioniert), hatte die beneidenswerte Gelegenheit, bei all diesen denkwürdigen Anlässen als Zuschauer dabei zu sein. Den Final Deutschland – Ungarn («Das Wunder von Bern») durfte er mit eigenen Augen im Wankdorfstadion verfolgen. **Seite 48**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





«Ich weiss, was es bedeutet, wenn sich ein
ganzes Land auf Dich verlässt.»

Diego Benaglio

Seit 100 Jahren verlässt sich die Nordostschweizer Bevölkerung auf Axpö. Die Stromversorgung für unsere Kunden zuverlässig und nachhaltig sicherzustellen, ist uns Aufgabe und Verpflichtung. Wir danken den Kantonen Aargau, beiden Appenzell, Glarus, St. Gallen, Schaffhausen, Thurgau, Zug, Zürich und ihrer Bevölkerung für ihr Vertrauen.

Damals, heute, morgen: www.axpo.com

Burkhalter

Die Weltgeschichte ist eine Abfolge von Missverständnissen.

Von Roger Köppel

Es scheint sich abzuzeichnen, was man immer schon wusste: Die Europäische Union (EU) will, dass die Schweiz in allen Vertragsbeziehungen, die sie mit der EU unterhält, zukünftiges EU-Recht automatisch übernehmen soll. Kommt es zu Differenzen, hat sich die Schweiz dem bindenden Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) zu unterstellen. Das zumindest sind die Eckpunkte eines Papiers, das angeblich die Verhandlungsposition Brüssels gegenüber der Schweiz markiert. Angeblich deshalb, weil sich die Authentizität und Verbindlichkeit des Papiers noch nicht gültig beurteilen lässt. Immerhin: Es wurde von der EU bis jetzt nicht dementiert.

In der Sache formuliert das EU-Dokument das bekannte Missverständnis: Brüssel geht davon aus, dass die Schweiz Mitglied seines Binnenmarkts ist und auch sein will. Ein Binnenmarkt ist weit mehr als ein Markt. Ein Markt ist lediglich ein Absatzgebiet für Waren und Dienstleistungen. Ein Binnenmarkt ist ein territorial abgegrenztes Wirtschaftsgebiet mit eigener Rechtsordnung. Ein Markt regelt lediglich Produktebestimmungen und die Art, wie Produkte und Dienstleistungen verkauft werden können. Staaten schliessen untereinander Freihandelsabkommen ab, um solche Fragen zu klären.

Ein Binnenmarkt allerdings geht viel weiter. Er umfasst alle Gesetze, welche die Wirtschaft eines Landes regeln. Wer von Binnenmarkt spricht, meint nicht nur, wie eine Tafel Schokolade eingepackt werden muss oder welche Medikamente in einem bestimmten Hoheitsgebiet zum Verkauf zugelassen sind. Mit dem Wort Binnenmarkt bezeichnen wir Arbeitsmarktgesetze, Steuerfragen, Fragen des freien Güter- und Personenverkehrs. Ein Binnenmarkt ist das rechtliche Gehäuse der Wirtschaft eines Landes.

Es geht um Politik: Gerade der europäische Binnenmarkt ist ausdrücklich mit dem Ziel eingeführt worden, den losen Staatenverbund der früheren «Europäischen Gemeinschaften» zu einem Bundesstaat neuen Zuschnitts unter dem Namen «Europäische Union» zu verschweissen. Der EU-Binnenmarkt ist Vorstufe und Vorantreiber des werdenden Bundesstaats EU. Wer im EU-Binnenmarkt mitmacht, wird unweigerlich vom Sog erfasst.



«Zwei grundverschiedene Realitäten.»

Wenn die EU davon spricht, die Schweiz sei bereits Mitglied ihres Binnenmarkts oder wolle es sein, dann ist für sie die Schweiz nicht einfach ein Handelspartner, der seine Produkte und Dienstleistungen in der EU verkaufen will, sondern sie betrachtet die Schweiz schon als Teil ihrer Rechtsordnung. Für die EU ist die Schweiz, was die Wirtschaftsbeziehungen angeht, eine Art Mitglied der EU, allerdings ein Mitglied, das auf eine formelle Mitgliedschaft verzichtet und deshalb nichts zu sagen hat.

In der Schweiz hingegen kursieren ganz andere Vorstellungen. Der Schweiz ist von ihrer eigenen Regierung die «Annäherung»,



der «Zugang» zum europäischen Binnenmarkt stets als blosses Verfahren zur Verbesserung der Handelsbeziehungen verkauft worden. Bundesrat, Wirtschaftsverbände und Parteien haben die Worte Binnenmarkt und Markt synonym verwendet. Niemand ist gegen Marktzugang, also war man auch für den Binnenmarkt, obschon es sich um zwei grundverschiedene Realitäten handelt.

Aus ihrer Sicht hat die EU recht: Sie akzeptiert in ihrem Binnenmarkt keine Extrawürste. Alle Teilnehmer des Binnenmarkts sind dessen Regeln und Gesetzen unterworfen. Die Schweiz macht es gleich. Der schweizerische Binnenmarkt ist verbindlich für alle Kantone. Würde die Schweiz Österreich oder China in den schweizerischen Binnenmarkt integrieren, müssten die Chinesen und die Österreicher ebenfalls alle Schweizer Binnenmarktgesetze übernehmen, die aktuellen wie die künftigen. Gleiches Recht für alle.

Aus dem Gesagten geht logisch hervor: Die Schweiz muss der EU endlich klarmachen, dass sie weder Mitglied des europäischen Binnenmarkts ist noch sein will. Die Schweiz will möglichst offene Märkte auf der ganzen Welt. Sie will Freihandels- und Dienstleistungsabkommen. Sie hat ein Interesse an einem durchaus freien, kontrollierbaren Personenverkehr, aber nicht an automatisierten jährlichen Völkereinwanderungen im Umfang einer mittelgrossen Stadt.

Die Weltgeschichte ist eine Abfolge von Missverständnissen. In den Beziehungen zwischen der Schweiz und Brüssel liegt ein solches seit Jahren vor. Dank der Abstimmung über die Personenfreizügigkeit vom 9. Februar sind vielen Leuten im Land die Augen geöffnet worden. Sie stellen erstmals fest, dass der «bilaterale Weg» die Schweiz viel tiefer in die EU hineingeführt hat, als dies den Schweizern von ihrer eigenen Regierung bisher deutlich gemacht wurde.

An der ungebremsten Personenfreizügigkeit manifestierte sich das Unbehagen. Viele Schweizerinnen und Schweizer haben den Kontroll- und Souveränitätsverlust gespürt.

Man sollte die Differenzen nicht künstlich hochkochen. Die Schweiz ist ein friedliches Land. Sie zahlt ihre Rechnungen pünktlich. Sie ist ein guter Kunde der EU und hält sich an ihre Verträge. Als Kleinstaat hat sie ein Interesse an einer möglichst freien eigenen Wirtschaftsordnung. Sie hat auch ein Recht darauf. Deshalb darf sie sich nicht einschnüren lassen ins Korsett des europäischen Binnenmarkts, der unserem freiheitlichen Wirtschaftsverständnis widerspricht.

Zurück zum erprobten Freihandel, muss für Aussenminister Didier Burkhalter die Devise lauten. Es ist ohne weiteres möglich, diesen bewährten schweizerischen Standpunkt in Brüssel zu vertreten. Man muss es nur wollen.



Mutig: Saïda Keller-Messahli. Seite 24



Famose Zoten: Toni Bortoluzzi. Seite 28



Die Schweiz ist nicht Brüssel: Seite 20



Machen Sie ein erotisches Angebot: Seite 42

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Karikatur der Menschenrechte
- 9 **Im Auge** Lydia Nsekera, erste Fifa-Frau
- 10 **Umwelt** EU, ja gerne!
- 10 **Schweiz** Berner Catering
- 10 **Rechtschreibung** Duden schludert
- 11 **Personenkontrolle** Mörgeli, Hengartner, Müller, Städler, Strehle, Schneider-Amann, Christen, Portmann
- 11 **Nachruf** Eduard Schewardnadse, Politiker
- 12 **Brief aus Berlin** Staatsfeind Nr. 1: Das logische Denken
- 13 **Brief aus Brasilien** Kollektive Bananenschale
- 14 **Die Deutschen** Jan, Ska und Terry
- 14 **Wirtschaft** Schuld ist immer die Bank
- 15 **Ausland** Misstrauen unter «Freunden»
- 16 **Mörgeli** Böses tun, Gutes wollen
- 16 **Bodenmann** Von Suppenhühnern und Steinadlern
- 17 **Medien** Unabhängigkeit, Unterwürfigkeit
- 17 **Gesellschaft** Alte Ochsen
- 18 **Leserbriefe/** Darf man das?

Hintergrund

20 Eine wird verlieren

Die Ansichten der EU vom Endziel des bilateralen Wegs

22 Wenn die Guillotine droht

EU-Drohungen: Wie gross ist das Schadenspotenzial?

24 «Ich weiss, ich störe»

Die Mission der Islamismus-Kritikerin Saïda Keller-Messahli

27 Kriminalität

 Freipass für einen Delinquenten

28 Rumoren im Elefantenstahl

Die SVP und die Provokationen von Nationalrat Bortoluzzi

30 Asylwesen

 «Nie wieder Caritas»

32 Die Angst, bieder zu sein

Der Einfluss von SRF-Kulturchefin Nathalie Wappler

34 Sturm in der Skandalschule

Im Zürcher Sekundarschulhaus Buhrain ist der Teufel los

36 Essay

 Die Hölle ist bargeldlos

37 Finanzpolitik

 Rettet die Privatsphäre

38 Unliebsames Erfolgsmodell

Das Initiativrecht steht unter Beschuss

40 Islam in der Krise

Die Katastrophe nach dem Blutsturm der Islamisten

42 Warum Frauen immer Sex wollen

Die grössten Irrtümer über Sexualität und Liebe

46 Eifersucht

 Klaus Heer über Liebesleid

48 Mein Wunder von Bern

Erinnerungen an den WM-Final Ungarn–Deutschland, 1954

51 Internet

 Twerking-Queen



«Von Bitterkeit spürte ich nie etwas»: Churchill-Enkelin Sandys. Seite 52

Interview

52 «Immer eine starke Frau an seiner Seite»

Celia Sandys erlebte ihren Grossvater Winston Churchill aus nächster Nähe. Nach seinem Rücktritt begleitete sie ihn auf zahllosen Reisen

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Im Schlafzimmer von Emma Thompson

58 Bestseller

58 Autoren Michel Houellebecq zeigt sich von der milderen Seite

59 Krimi Simon Becketts raffinierter Beziehungs-Thriller

59 Jazz Danilo Pérez

60 Top 10

60 Kino «Sacro GRA»

61 Fernseh-Kritik Fussballreporter

62 Namen Sommerparty im «Dolder Grand»

63 Hochzeit Karolin Fackovic und Stefan Teufer

63 Thiel Man empört sich

64 Wein Miolo Viticultores: Quinta do Seival Cabernet Sauvignon

64 Zu Tisch bei Alain Passard

65 Auto Alfa Romeo 4C

66 MvH trifft Christian Jenny, Tenor und Konzertveranstalter

Autoren in dieser Ausgabe

Christian Thiel



Der Berliner Philosoph und Germanist ist Autor des Buches «Wieso Frauen immer Sex wollen und Männer immer Kopfschmerzen haben».

In dieser Ausgabe verrät er die grössten Irrtümer über Sexualität und Liebe – und gibt fünf Tipps, wie man häufiger Sex haben kann. Seite 42

Ahmed Rashid



Der ausgewiesene Kenner der Taliban ist Autor von fünf Büchern über Afghanistan, Pakistan und Zentralasien. Er

schreibt, welche Katastrophe sich nach dem Blutsturm der Islamisten innerhalb der muslimischen Welt anbahnt und welche Schritte jetzt dringend nötig sind. Seite 40

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH

*Bitte spenden
Sie Ihren Schnauz,
Hausi Leutenegger.*

So können 800 000
Menschen mit Hörproblemen
in der Schweiz besser
von Ihren Lippen ablesen.
Mehr auf pro-audio.ch.



pro audito bern

100 Jahre im Dienste hörbehinderter Menschen

Karikatur der Menschenrechte

Von Alex Baur — Der Gerichtshof in Strassburg hat wieder einmal zugeschlagen: Ein krimineller Asylbetrüger darf in der Schweiz bleiben, damit er seine fünfzehnjährige Tochter sehen kann.



Alles Makulatur: EMRK-Richterin Keller.

Asylbetrug ist ein hässlicher Begriff. Doch im Fall von Mauro Espana fällt einem beim besten Willen nichts Freundlicheres ein. Drei offenkundig haltlose Asylgesuche stellte der Ecuadorianer zwischen 1995 und 1999 in der Schweiz, dreimal wurde er heimgeschafft. Seine Schauergeschichten wurden in mühsamen Abklärungen durch die Schweizer Botschaft vor Ort geprüft und widerlegt. Als er am 1. Januar 2002 samt Ehefrau, Tochter und Stieftochter zum vierten Mal in die Schweiz einreiste, war Espana besser vorbereitet. Diverse Dokumente sollten belegen, dass er in seiner Heimat politisch verfolgt und gefoltert wurde.

Auf Geheiss des Bundesverwaltungsgerichtes (BVGer) klärte die Schweizer Botschaft in Quito die von Espana beigebrachten Dokumente und Zeugnisse nun besonders sorgfältig ab. Und stellte erneut fest: alles Fälschungen, Lug und Trug. Ausgeschafft würde Espana trotzdem nicht. Wer sich die Details der kafkaesk anmutenden Justizgeschichte zumuten will, kann diese in der *Weltwoche* vom 27. Januar 2011 («Farce mit Folter») nachlesen. Mit Entscheid vom 7. September 2012 konnte sich das BVGer dann doch endlich durchringen, Espana des Landes zu verweisen.

Die heute fünfzehnjährige Tochter und seine Frau durften wegen der überlangen Verfahrensdauer aus humanitären Gründen

bleiben, seine 28-jährige Stieftochter wurde zwischenzeitlich sogar eingebürgert. Nicht so Espana, der sich 2009 von seiner Familie getrennt hatte, notabene, ohne je einen Rappen Unterhalt zu zahlen. Viermal wurde der Ecuadorianer zu Haftstrafen verurteilt, zumeist wegen kleinerer Delikte, einmal allerdings als Hehler einer professionellen Einbrecherbande. Die vom Centre social protestant in Genf gesponserten Anwälte und Ärzte machten beim BVGer geltend, Espana leide an einer posttraumatischen Störung wegen der Folter (die erwiesenermassen nie stattgefunden hat). Das Gericht liess sich nun aber nicht mehr beeindrucken und erklärte: Eine Behandlung dieses Leidens sei auch in Ecuador möglich.

Richter Karakas, Vucinic und Kuris

Diese Woche haben die Strassburger Richter Guido Raimondi, Isil Karakas, Nebojsa Vucinic, Helen Keller, Paul Lemmens, Egidijus Kuris und Róbert Spanó alles wieder zu Makulatur gemacht. Mauro Espana darf bleiben, die Schweiz muss ihm zudem 4500 Euro für die erlittene Unbill zahlen. Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK): Das Recht auf Familienleben sei verletzt worden. Der Mann möchte doch ab und an seine pubertierende Tochter sehen, und das wäre schwierig, wenn er in seiner Heimat lebte.

Das Bundesamt für Migration wollte zum Fall keine Stellung nehmen. Die *Weltwoche* musste also auf informelle Kanäle zurückgreifen, und dort war zu erfahren: Die 2012 rechtskräftig verfügte Ausschaffung wurde nie vollzogen, Mauro Espana lebt nach wie vor in Genf, von der Sozialhilfe. Theoretisch hat eine Beschwerde nach Strassburg zwar keine aufschiebende Wirkung. Um die Zeit zu überbrücken, reichten die Genfer Anwälte kurzerhand ein Wiedererwägungsgesuch ein. Und schon standen die Mühlen der Justiz wieder still.

Es ist nicht das erste Mal, dass Strassburg unter dem Titel «Menschenrechte» geltendes Schweizer Recht aushebelt und Kriminellen ein Bleiberecht verschafft. Vor einem Jahr sorgte der Fall eines Drogenschiebers aus Nigeria für Aufsehen, den die Schweizer Sozialhilfe nun durchfüttert, damit er seine Kinder sehen kann. Solche Urteile zeugen von ideologisch verbrämter Weltfremdheit, aber auch von Arroganz. Einst respektierte und geachtete Errungenschaften wie Asyl und Menschenrechte werden dabei zu einer Karikatur ihrer selbst, die keiner mehr ernst nehmen kann.

Freier Eintritt



Lydia Nsekera, erste Fifa-Frau.

Wäre die Fifa, die Vierbuchstaben-Uno des Fussballs, ein Staat, dann hätte sie zehnmal mehr Einnahmen als beispielsweise Burundi, das ärmste Land der Welt. Ihr Oberhaupt Sepp Blatter wäre länger an der Macht als ein Autokrat wie der Algerier Bouteflika. Sie wäre nur drei Jahre jünger als Australien. Ihre Spitzenfunktionäre hätten mehr Schmiergelder kassiert, als Silvio Berlusconi mutmasslich je ausgeschüttet hat. Und, das ist jetzt die Wirklichkeit, sie hat weniger Frauen in ihrer Regierung als Somalia, Oman und Bangladesch, die je zwei haben.

«Say something, ladies», leitete Blatter die epochale Umwälzung ein, «zu Hause redet ihr immer, jetzt könnt ihr hier mitreden.» Die erste und einzige Frau im 25-köpfigen Fifa-Exekutivkomitee, der Fussballregierung, heisst Lydia Nsekera, 47, und stammt aus einer alten Königsfamilie in Burundi. Ihr Vater war Präsident des lokalen Fussballklubs, für Mädchen war Fussball tabu. Lydia glänzte als Hochspringerin und spielte Basketball. Sie schloss ein Ökonomiestudium ab, führte einen Garagenbetrieb und wurde vor elf Jahren Witwe mit zwei halbwüchsigen Söhnen, einer leidet am Down-Syndrom. Sie organisierte 2004 den burundischen Fussballverband nach dem völkermörderischen Gemetzel mit dem Nachbarn Ruanda neu, 2009 trat sie ins Internationale Olympische Komitee (IOK) ein. Aber jetzt steht sie im Verdacht, wie manche ihrer Kollegen ihre Hand aufgehoben zu haben für katarische Bestechungsgelder.

Auch Staatspräsident Pierre Nkurunziza, 49, ist ein grosser Fussballfan. Er zieht am Wochenende mit seiner Plauschtruppe Halleluya FC durchs Land. In seinem Heimatdorf hat er ein Stadion bauen lassen mit Flutlicht, das nie ausgeht, obwohl nur zwei Prozent der Bevölkerung mit Elektrizität versorgt werden können. Neuerdings hat Nkurunziza ein Energiesparprogramm der besonderen Art verkündet. An jedem Samstag ist Joggen verboten, der Präsident fürchtet spontane Zusammenrottungen gegen sein Regime. Fussball bleibt erlaubt, und dank Lady Lydia haben Frauen zu allen Spielen freien Eintritt. Peter Hartmann

EU, ja gerne!

Von Alex Reichmuth — Bei den CO₂-Zielen für Autos ist ein Anschluss der Schweiz sinnvoll.

Es gibt derzeit Einfacheres, als für eine Annäherung der Schweiz an die Europäische Union zu plädieren. Seitdem bekannt ist, welchen Kolonialstatus die EU der Schweiz zudenkt, sind die letzten Sympathien für die Union weggebrochen. Doch in einem Bereich macht es durchaus Sinn, die Schweiz näher an die EU heranzuführen: bei den CO₂-Steuern für Autos.

2015 sollen Neuwagen noch 130 Gramm CO₂ pro Kilometer ausstossen. So hat es die Schweiz beschlossen. Sie hat damit den Richtwert der EU übernommen. Derzeit diskutiert das Parlament, ob sich die Schweiz auch an das Ziel der EU für 2021 halten soll: Bis dann sollen neue Autos noch 95 Gramm CO₂ ausstossen, also nochmals 27 Prozent weniger. Nur schon das Ziel für 2015 zu erreichen, wird aber schwierig, denn letztes Jahr kamen aus den Auspuffen von Neuwagen in der Schweiz effektiv 145 Gramm – nur vier Prozent weniger als 2012. Die EU hat derweil ihr Ziel für 2015 mit 127 Gramm bereits erfüllt. Allerdings trifft das nur für die 28 EU-Staaten insgesamt zu, nicht für jeden einzelnen. Das flache Dänemark etwa erfüllt die Norm bereits seit 2010. Vor allem einige Oststaaten hinken aber weit hinterher. Estland und Lettland lagen 2012 sogar bei über 150 Gramm. Aber auch Deutschland stösst deutlich mehr CO₂ pro Kilometer aus als die EU im Schnitt und erfüllt die Limite noch nicht.

Mischrechnung ausdehnen

In der Schweiz sind besonders viele starke und stabile Fahrzeuge auf den Strassen unterwegs – mit entsprechend hohem Treibstoffverbrauch. Autofreundliche Kreise sehen den Grund in der anspruchsvollen Topografie hierzulande. Mindestens so wichtig dürfte sein, dass die Schweiz wohlhabend ist und sich viele Leute ein grosses Auto leisten können. Jedenfalls macht es wenig Sinn, dass die Schweiz die CO₂-Ziele alleine erreichen muss, während die EU über alle Staaten mittelt. Die Lösung wäre einfach: Die Schweizer Werte fliessen in die Mischrechnung der 28 EU-Länder ein. Das würde deren Wert gerade mal um einen halben Prozentpunkt erhöhen, wie die *Automobilrevue* vorrechnete. Ein solcher Anschluss beeinträchtigt den Zweck der CO₂-Ziele nicht. Autohersteller, die die angestrebten Werte für ihre Neuwagenflotte nicht erreichen, müssten anteilmässig Strafsteuern in der Schweiz leisten. Aber zusätzlicher politischer Aktivismus, um die Ziele zu erreichen, wäre hinfällig.

Berner Catering

Von Peter Keller — Mehr Geld, weniger Anreize: Neues vom nationalen Finanzausgleich.

Nehmen ist seliger denn geben. Der Bund hat die neuen Zahlen für den nationalen Finanzausgleich (NFA) 2015 veröffentlicht. Das Töpfchen wird zum Trog: Insgesamt werden 4,91 Milliarden Franken umverteilt. Neun Gebirgskantone (ZH, SZ, NW, ZG, BS, BL, SH, VD, GE) stehen siebzehn Nehmerkantone gegenüber. Damit ist auch die politische Mathematik vorgegeben: Jede brauchbare Reform wird durch das Kartell der Nutzniesser abgeblockt.

Bei der Einführung des NFA hatte der Kanton Schwyz noch 44,7 Millionen Franken ein-



Unverkennbare Handschrift: Widmer-Schlumpf.

zuschiesse. 2015 werden es 161,6 Millionen sein. Rund viermal so viel. Parlament und Regierung sind gezwungen, Sparpaket um Sparpaket zu schnüren, während der Berner Bär seinen Winterschlaf aufs ganze Jahr ausdehnt. Wozu sich regen? Der Kanton kann sich auf das nationale Catering verlassen und jedes Jahr auf einen grösseren Zustupf bauen: 2008 erhielt Bern 881 Millionen (918 Franken pro Kopf), 2015 werden es 1,23 Milliarden sein (1253 Franken pro Kopf).

Dass sich ein Kanton auch anders entwickeln kann, zeigt Obwalden. Das einstige Armenhaus verbesserte seine Finanzkraft dank neuer Steuerstrategie rasant: Sie senkte die Pro-Kopf-Bezüge von 1891 Franken (2008) auf 849 Franken (2015). Nur bleibt Obwalden die löbliche Ausnahme.

Seit ein paar Wochen liegt der «Wirksamkeitsbericht» des Eidgenössischen Finanzdepartements vor, der die fünf Jahre seit Einführung des NFA untersucht hat. Abgesehen von kleineren Schwächen habe sich das System bewährt, lautet das Fazit. Die Handschrift der Chefin ist unverkennbar: Eveline Widmer-Schlumpf leitete jahrelang die Bündner Finanzdirektion. Ihr Heimatkanton bezieht 2015 pro Kopf 1398 Franken aus dem NFA-Topf.

Duden schludert

Von Max Wey — Die Online-Ausgabe des berühmten Wörterbuchs strotzt vor Fehlern.

Lieber Duden, ich denke, die vertrauliche Anrede ist angemessen, denn ich muss dir ins Gewissen reden. Lange Jahre war ich als Zeitungskorrektor tätig. Ich bin gut mit dir gefahren, und immer habe ich dir die Stange gehalten. Ich habe dich geschätzt. Da wollen wir doch mal im Online-Duden nachschlagen, wie die zweite Person Singular heisst: «du schätztst». So steht es dort. Nun bin ich pensioniert, man wird älter. Schauen wir doch zur Sicherheit im gedruckten Duden nach: «du schätzt» steht dort richtig. Ein einmaliger Ausrutscher? «Du schwätzt» ist richtig im Online-Duden. Aber schon bei «schwätzen» wird's wieder seltsam: «du schwätztst». Nein, lieber Duden, so geht das nicht.

Die zweite Person Einzahl von «reisen» wird doch wohl «du reist» heissen? Nein, der Online-Duden schert wieder aus: «du reisst». Und ich dachte, das ist die zweite Person des Verbs «reisen». Ebenfalls falsch: «du kotzst», «du hetzst», «du nutzt», «du stütztst», «du spritzst», «du stibitzst». Was ist bloss los mit dir, lieber Duden? Haben ein paar Anarcho-Linguisten deine Website gehackt? Oder machst du nur Spass? Der Eintrag «du spaßst» könnte darauf hindeuten. Wie man das wohl ausspricht?

Das muss aufhören, lieber Duden. Sonst ist es mit unserer Freundschaft vorbei. Ich brauche keine zwei Duden, einen gedruckten, seriösen

Grammatik ⓘ

schwaches Verb; Perfektbildung mit »ist«

Präsens	Indikativ
Singular	ich reise
	du reisst, reist

Haben Anarcho-Linguisten die Website gehackt?

und einen Online-Schluderi (schweizerisch!). Du enttäuschst mich. Ich habe dich immer verteidigt, habe immer zu dir gehalten, wenn es geheissen hat: «Ach, lass mich doch zufrieden mit deinem Duden. Ich schreibe, wie ich will.» Ja, so reden die in den Redaktionsstuben. Aber weisst du, was mich wirklich auf die Palme bringt? Ich habe das Kontaktformular benützt und dir eine Mail geschrieben mit der Bitte um Berichtigung. Was ist passiert? Nichts. Keine Reaktion, keine Korrektur. Nach deinen Betriebsferien, schätze ich, werden wir von dir hören.

Personenkontrolle

Mörgeli, Hengartner, Müller, Städler, Strehle, Schneider-Ammann, Christen, Portmann

Die Universität Zürich, der eine Kantonsratskommission im politischen Mobbingfall gegen den Nationalrat und ehemaligen Universitätsangestellten **Christoph Mörgeli** (SVP) «Führungsversagen» auf ganzer Linie vorgeworfen hat, kommt auch unter der neuen Leitung des Rektors und Wurmforschers **Michael «Mike» Hengartner** nicht zur Ruhe. Im Gegenteil. Die jüngste Episode in Sachen «Führungsschwäche» liefert die Uni gleich selber – mit einem atemberaubenden Hüst und Hott. Zuerst kündete die Uni an, sie werde Politikern und Journalisten die Magazine der medizinhis-



«Eine Art Selbstkastration»: Rektor Hengartner.

torischen Sammlung zeigen, die unter Mörgelis Obhut stand. Dann relativierte sie: Die Einladung gehe nur an ausgewählte Journalisten, die sich eingehend mit dem Fall befasst hätten. Eingeladen wurden schliesslich doch etliche, vom Schweizer Fernsehen über den *Blick* bis zu *Tages-Anzeiger* und *NZZ*. Allerdings mit einer Ausnahme: der *Weltwoche*. Bereits am 2. Juni 2014 hatte Kommunikationschef **Beat Müller** der *Weltwoche* schriftlich erklärt: «Sie werden dann eine Einladung erhalten.» Die Führung fand statt, auf die Einladung warten wir indes noch immer. Zugang gewährt die Uni offensichtlich nur Medien, die sie für zahnlos hält und die in ihrem Sinn berichten. Der einzige Journalist, der schliesslich teilnahm, ist **Iwan Städler** vom *Tages-Anzeiger*. Nur Städler und *Tagi*-Chef **Res Strehle** akzeptierten die Bedingung, schriftlich zu bestätigen, dass sie nichts über das Gesehene schreiben würden. Die *NZZ* nannte das «eine Art Selbstkastration». Journalisten, die sich auf ein solches Spiel einliessen, setzten sich dem Vorwurf aus, «mit den Objekten der Berichterstattung unter einer Decke zu stecken». Trotz dieser Kumpanei mit handverlesenen Hofberichterstatlern ging die Rechnung nicht auf. Städler brach sein schriftliches Versprechen umgehend und gab bereitwillig und öffentlich über seine Exklusivführung Auskunft. (gut)



Exklusivführung: Journalist Städler.

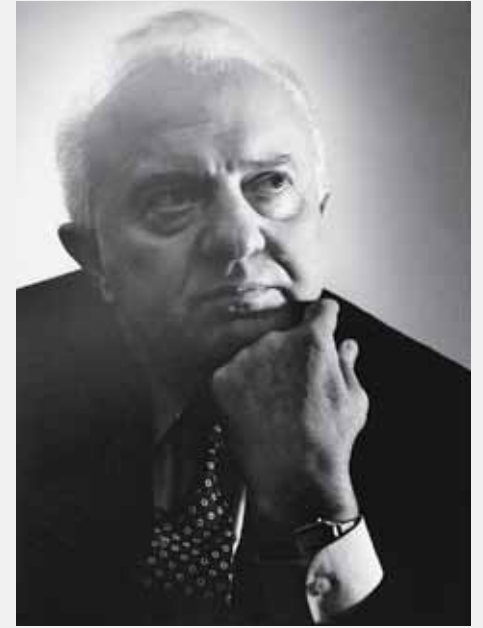
Verständlich: Mit seinen öffentlichen Auftritten erregt Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** unfreiwillig so viel Heiterkeit, dass er gelegentlich freiwillig einen Lacher anstrebt. So sang er beim Schweizerischen Arbeitgeberverband in Lausanne das Loblied der Romanandie als dynamischste Region der Schweiz und spottete über «un hebdomadaire zurichois aux vues acratopèges», das die Romands als «Griechen der Schweiz» bezeichnet habe. Das präziöse Adjektiv dürfte auch die Mehrheit der Französischsprachigen nicht verstanden haben. (Eine Akratopege ist eine kalte Quelle mit geringem Mineralgehalt, das Adjektiv bedeutet «banal».) Die *Weltwoche* bat deshalb den Bundesrat, in einem Gastbeitrag sein Urteil zu erklären und den vieldiskutierten Artikel vom März 2012 zu widerlegen. Der abtretende Kommunikationschef **Ruedi Christen** schaffte es, die Anfrage erfolgreich zu verschleppen. Schade, es hätte interessiert, was gemäss dem Wirtschaftsminister an den Statistiken seines Staatssekretariats für Wirtschaft, auf die sich der Artikel stützte, nicht stimmt. (sär)

Massimo Portmann will sich nicht mehr öffentlich äussern. Dies vermeldete der mit saftigen Polemiken bekanntgewordene «Kult-Motzer» (*Blick*) stilecht per Youtube-Video vom Steuer seines BMW aus. Die Begründung stimmt nachdenklich: Der 24-jährige Bauleiter hat sich bei vier Firmen beworben – und erhielt lauter Absagen, bei dreien mit Verweis auf seine politischen Äusserungen. Wenn einer, der seine Meinung sagt, inzwischen nicht einmal mehr auf dem Bau genehm ist, ist die geistige Verengung weit vorgeschritten. (cal)



«Akratopege»: Schneider-Ammann, Christen.

Nachruf



Aussenpolitik der Perestroika: Schewardnadse.

Eduard Schewardnadse (1928–2014) — Er war der letzte Aussenminister der Sowjetunion, Nachfolger des legendären Andrei Gromyko, und ein erklärter Revisionist. Während Gorbatschow nur den Sozialismus reformieren wollte, hatte der Georgier Eduard Schewardnadse den Kommunismus bereits ad acta gelegt. Mit Gorbatschow formte er die Aussenpolitik der Perestroika: Rückzug aus Afghanistan, Abrüstungsverhandlungen mit dem Westen und Preisgabe der Positionen in Europa, die die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg eingenommen hatte. Die Vereinigung Deutschlands akzeptierte er. Er war Mitgestalter, Unterhändler und Sprecher dieser Politik. Am Ende des Kalten Kriegs hatte Schewardnadse seinen beträchtlichen Anteil. Es war ihm gelungen, das Vertrauen der Amerikaner zu erringen. Eine seiner letzten Amtshandlungen war, 1990 im Uno-Sicherheitsrat der Resolution für den Golfkrieg zur Befreiung Kuwaits zuzustimmen. Drei Wochen später trat er zurück und warnte vor einer neuen Diktatur. Er schien recht zu bekommen. Im August 1991 putschte die alte Garde gegen Gorbatschow. Jelzin kam ans Ruder, im Dezember wurde die Sowjetunion aufgelöst. Monate später übernahm Schewardnadse in Georgien die Führung, nachdem Swiad Gamschurdia, der ehemalige Dissident, gestürzt worden war. Schewardnadse war kein lupenreiner Demokrat. Auch er wurde nach Wahlfälschungen in der Rosenrevolution 2003 gestürzt. Er vermied ein Blutvergiessen und förderte die Versöhnung im zerrissenen Land am Kaukasus. Nun ist er nach langer Krankheit mit 86 Jahren in seinem Haus in Tiflis gestorben. *Hansrudolf Kamer*

Staatsfeind Nr. 1: Das logische Denken

Von Thilo Sarrazin — Fakten stören dort, wo sie zu nachvollziehbaren Schlussfolgerungen Anlass geben können, die nicht zum jeweiligen politischen Ziel oder zu einer angeblichen Grundwahrheit passen.



Vor einigen Wochen hörte ich einen Vortrag einer leitenden Karrierefrau bei einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt über Frauen in Führungspositionen.

Die Rednerin kritisierte den «Anwesenheitswahn» am Arbeitsplatz, sprach sich für mehr Teilzeitmöglichkeiten auf allen Arbeitsebenen aus und unterstützte gesetzliche Vorgaben für Frauenquoten in Führungspositionen. Ich fragte in der Diskussion, wie denn Parität in Führungspositionen der Wirtschaft ohne Benachteiligung der Männer zustande kommen sollte, wenn 80 Prozent aller Studienanfänger in den Ingenieur- und Naturwissenschaften Männer, umgekehrt aber 80 Prozent aller Studienanfänger in den Sprach- und Kulturwissenschaften Frauen seien. Dann sei es doch nur folgerichtig, dass 80 Prozent aller Ingenieure männlich und 80 Prozent aller Lehrer weiblich seien.

Das Gesicht der Rednerin versteinerte, eine Antwort erhielt ich nicht. Natürlich hatte ich bemerkt, dass der Diskussionsleiter meine Wortmeldung zunächst übergangen und dann ganz nach hinten geschoben hatte. Als ich ihn später darauf ansprach, meinte er, ich würde immer so viele Fakten bringen, das sei nicht hilfreich für die Diskussion.

Zunächst machte mich die Antwort perplex. Nach einigem Nachdenken fand ich sie in ihrer Naivität erhellend: Fakten stören offenbar dort, wo sie zu logischen Schlussfolgerungen Anlass geben können, die nicht zum jeweiligen politischen Ziel oder zu einer angeblichen Grundwahrheit passen.

«Religion des Friedens»

Wer «unpassende» Fakten nennt und aus ihnen zwar sachlich richtige, aber politisch falsche Schlüsse zieht, offenbart sich damit als Feind der jeweiligen guten Sache. Wendet man solches Denken konsequent an, werden damit am Ende nicht Personen, sondern das logische Denken selber zum Staatsfeind Nummer eins. Und weil manche Logiken sich aufdrängen, ist es am Ende besser, bereits die Fakten zu unterdrücken, aus denen man die falschen Schlüsse ziehen kann.

«Religion des Friedens»

Wer «unpassende» Fakten nennt und aus ihnen zwar sachlich richtige, aber politisch falsche Schlüsse zieht, offenbart sich damit als Feind der jeweiligen guten Sache. Wendet man solches Denken konsequent an, werden damit am Ende nicht Personen, sondern das logische Denken selber zum Staatsfeind Nummer eins. Und weil manche Logiken sich aufdrängen, ist es am Ende besser, bereits die Fakten zu unterdrücken, aus denen man die falschen Schlüsse ziehen kann.

Einmal sensibilisiert, sah ich das Phänomen plötzlich überall:

— Als Bundesinnenminister de Maizière kürzlich den Verfassungsschutzbericht vorstellte, titelte die *Zeit* wie viele andere Zeitungen: «Rechtsextreme Gewalttaten um 20 Prozent angestiegen». Erst in der Tiefe des Textes stiess man auf die Information, dass die linksextremistischen Gewalttaten 2013 um 27 Prozent angestiegen und an der Zahl doppelt so gross waren. Das passte nicht zur Neigung, radikale Gefahren vor allem rechts zu sehen.

— In Frankfurt musste kürzlich ein Jugendzentrum geschlossen werden, weil gewaltbereite Salafisten eine Sozialarbeiterin bedrohten. Sie war in ihren Augen nicht züchtig angezogen. Es dauerte Wochen, bis die Behörden zugaben, dass viele Frankfurter Jugendzentren ein stark wachsendes Problem mit gewaltbereiten Salafisten haben. Das passte nicht zur Meinung, der Islam sei eine «Religion des Friedens».

— Vor einigen Tagen kritisierte Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel die EU-Kommission ganz ungewöhnlich scharf: Sie hatte gefordert, dass importierter Ökostrom gegenüber heimischem Ökostrom nicht diskriminiert werden dürfe. Das ist in einem diskriminierungsfreien Wirtschaftsraum zwar logisch zwingend, aber es passt eben nicht zur deutschen Ökostrom-Ideologie.



Regelrechter Shitstorm: Bundespräsident Gauck.

— Als Bundespräsident Gauck vor einigen Tagen davon sprach, im Kampf für Menschenrechte oder für das Überleben von Menschen sei es manchmal auch nötig, «zu den Waffen zu greifen» und «den Einsatz militärischer Mittel als letztes Mittel nicht von vornherein zu verwerfen», brach ein regelrechter Shitstorm über ihn herein. Dabei sprach er nur eine logische Selbstverständlichkeit aus, sonst bedürfte es ja keiner Bundeswehr.

— Wenige Tage später strapazierte auch Gauck die Gesetze der Logik, als er forderte, mehr Flüchtlingen den Zugang zu Europa zu gewähren. Er vergass oder wusste nicht, dass nur deshalb Schlepperbanden aus der Tiefe Afrikas Flüchtlinge zu den Küsten des Mittelmeeres bringen, weil diese sich Aufnahme in Europa erhoffen, und dass der Strom dieser Flüchtlinge zwingend umso stärker wird, je mehr von ihnen es gelingt, das Mittelmeer zu überwinden.

Man verschmäht die Welt, wie sie ist, und wünscht sich eine Welt, die es nicht gibt.

Was vereint alle diese Themen? Man verschmäht die Welt, wie sie ist, und wünscht sich eine Welt, die es nicht gibt, etwa:

— Frauen, die sich für Mathematik und Motoren in genauso grosser Zahl interessieren wie Männer;

— Linke, die ausschliesslich dem Fortschritt dienen, während das Böse immer rechts steht;

— einen Islam, der genauso liberal ist wie Margot Kässmann;

— eine Energiepolitik, die mit Windmühlen Kohle, Kernenergie sowie Gas und Öl überflüssig macht und so das Weltklima rettet;

— eine Bundeswehr, die waffenlos dem Frieden dient und das Töten vom Lehrplan nehmen kann;

— eine Einwanderungspolitik, die Afrika rettet, indem sie alle in Europa willkommen heisst, die dort ihr Auskommen nicht finden.

Politiker und Weltverbesserer sind gut beraten, die Wirklichkeit und ihre Gesetzmässigkeiten stets ganz konkret in den Blick zu nehmen, denn der Verzicht auf Logik ist die Eintrittskarte in eine Welt des politischen Kitsches. Am besten verkörpert wird übrigens die Harmonie, nach der man sich offenbar sehnt, in den Prachtgemälden des als Kunststil längst untergegangenen sozialistischen Realismus, die Mao oder Stalin zu Besuch bei jungen Erntehelferinnen oder sehnigen Stahlarbeitern zeigen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Kollektive Bananenschale

Von Simon Kuper, São Paulo — Für den Pokal kamen nur ein paar grosse Länder in Frage. Das war von Anfang an klar. Was wir erst jetzt wissen: Wer die Witzfiguren und die unscheinbaren Helden dieser WM sind.



Man sieht hier immer weniger Fans auf den Strassen. In den meisten Austragungsorten sind die Stadien geschlossen, und die Leute entsinnen sich wieder der Probleme, die sie vor einer gefühlten Ewigkeit hatten, vor Beginn der WM. Und wir Schlachtenbummler können allmählich unser Schlafdefizit ausgleichen. Das Turnier nähert sich seinem Ende. Nur der Sieger muss noch ermittelt werden. Aber das ist nicht so entscheidend, denn von Anfang an war klar, dass für den kleinen Pokal nur ein paar grosse Länder in Frage kämen. Die meisten Teilnehmer kämpften um andere Titel, die inzwischen verliehen worden sind: Wir wissen jetzt, wer die Witzfiguren dieser WM sind, wer die Schurken und die unscheinbaren Helden.

Das hässlichste Spiel

Witzfigur ist traditionell England. Dass die Engländer mit grossem Tamtam die Reise antreten und dann auf mehreren Bananenschalen ausrutschen, gehört zum WM-Ritual. Schon fünf Tage nach dem ersten Spiel schied England aus. Und die ganze Premier League ist auf einer kollektiven Bananenschale ausgerutscht – von den besten Spielern bei dieser WM ist kaum einer bei einem englischen Klub.

Um den Titel «Beste Witzfigur» konkurrierten die Engländer allerdings mit den Spaniern. Als Weltmeister anzutreten und gleich das erste Spiel 5:1 gegen schwache Niederländer zu verlieren, ist reiner Slapstick. Zum Glück wird das bald vergessen sein, es bleibt die Erinnerung an die erfolgreichste Mannschaft der Fussballgeschichte. Iker Casillas kann auf eine glänzende Karriere zurückblicken. Miserable Leistungen gegen Holland und Chile ändern nichts daran. Dennoch waren die Spanier eine Woche lang die Lachnummer.

Für viele war klar, wer die Rollen der beiden Hauptschurken an dieser WM übernehmen würde: Sepp Blatter, ewiger Fifa-Präsident, steht an der Spitze einer undurchsichtigen Organisation, die er herrisch führt. Besonders die europäischen und nordamerikanischen Fans sind nicht gut auf ihn zu sprechen. Aus

Sicht der meisten Brasilianer ist jemand anders der Hauptschurke: ihre Präsidentin Dilma Rousseff, der sie Verschwendung und Korruption im Rahmen der WM zur Last legen.

Doch das Turnier ging reibungslos über die Bühne, und «Dilma» gewann neues Ansehen. Möglicherweise wird ihr das sogar zur Wiederwahl im Oktober verhelfen. Ein anderer Schurke trat dafür in Erscheinung, der uruguayische Beisser Luis Suárez. Doch bald erschien seine Aktion, weltweit diskutiert, eher bizarr als böseartig. Sein Biss brachte auch gar nichts. Ohne Suárez schied Uruguay sogleich aus. Sein Opfer, Giorgio Chiellini, verzieh ihm, und der Schurke gab fortan die Witzfigur.

Letzten Freitag in Fortaleza, in der Partie Brasilien – Kolumbien, dem hässlichsten Spiel, das ich hier gesehen habe, erschien ein weiterer Schurke: der spanische Schiedsrichter Carlos Velasco Carballo. Bei dieser WM folgten die Schiedsrichter der neuen Direktive «spielen lassen» – also keine Spielunterbrechungen durch Freistösse und gelbe Karten. Velasco Carballo legte diese Richtlinie extrem aus. Brasilien verfolgte die klassische Strategie, nämlich den genialen Kolumbianer James unschädlich zu machen. Velasco Carballo «liess spielen». James, ständig von Fernandinho attackiert, tat, was jeder vernünftige Mensch



Eher bizarr als böseartig: Uruguays Suárez.

getan hätte – er blieb dem brasilianischen Tor fern. Der Kolumbianer Juan Camilo Zúñiga rammte daraufhin Neymar das Knie in den Rücken und fügte ihm damit eine potenziell äusserst gefährliche Verletzung zu. An dem Abend hatte ein Referee zwei herausragende Spieler eliminiert. Mir war speiübel, als ich das Stadion verliess. Laut der spanischen Zeitung *Marca* erwägt die Fifa, den Mann für das Final einzusetzen.

Torszene auf dem Rücken

Das brasilianische Fernsehen ist nun noch bizarrer als sonst. Man sieht entweder die alten Werbefilme, in denen Neymar allerlei Produkte anpreist, oder man sieht, wie Neymar ins Krankenhaus geflogen wird, Neymar, der die Tränen zurückhält, der sich an die Öffentlichkeit wendet, die schockierten Fans vor der Klinik und so weiter. Er ist ein sehr katholischer Held geworden: ein Heiland, der für unsere Erlösung seinen Leib hingibt.

Und dann gibt es noch die vielen unscheinbaren Helden. Im April hatte der junge Costaricaner Joel Campbell aus Begeisterung darüber, dass er in dem Panini-Stickeralbum sein würde, hundert Tüten gekauft, in der (vergeblichen) Hoffnung, sein Konterfei zu finden. Hier wurde er ein Star. Das Gleiche gilt für den mexikanischen Goalie Guillermo Ochoa und den belgischen Teenager Divock Origi, der, als der WM-Kader nominiert wurde, seinem Teamkameraden Marouane Fellaini völlig unbekannt war. Diese Spieler traten nicht an, um die WM zu gewinnen. Was sie mit nach Hause nehmen, ist vielleicht genauso wichtig: eine unvergessliche Erfahrung.

Der Chilene Mauricio Pinilla, der im Elfmeterschiessen gegen Brasilien die Querlatte traf, war keineswegs am Boden zerstört. Im Gegenteil, er liess sich die Szene auf den Rücken tätowieren: ein Lattenschuss, dazu die Worte «One Centimeter from Glory». Die meisten Menschen bringen es nicht so weit. Und nun sollen die grossen Jungs um den Titel kämpfen. Die unscheinbaren Helden haben längst triumphiert.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert – Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin). Für die *Weltwoche* berichtet er exklusiv im deutschsprachigen Raum von der Fussballweltmeisterschaft in Brasilien (12. 6. bis 13. 7.).

Jan, Ska und Terry

Von Henryk M. Broder — Drei junge Abgeordnete der Grünen führen ihr Europa vor.



Halb Deutschland lacht derzeit über einen drei Minuten und vierzig Sekunden langen Videoclip, der seit ein paar Tagen auf Youtube zu sehen ist. Nur diejenigen, die

ihn ins Netz gestellt haben, lachen nicht mit. Sie haben zwar ein humoristisches Meisterstück abgeliefert, sind aber selber vollkommen humorfrei. Es sind drei junge Europa-Abgeordnete der Grünen, die über ihre erste Sitzungswoche in Strassburg berichten. Vergessen Sie Karl Valentin und Liesl Karlstadt, Laurel und Hardy, Pat und Patachon, Abbott und Costello, Jack Lemmon und Walter Matthau, Statler und Waldorf, Don Camillo und Peppone – schauen Sie sich Jan, Ska und Terry an.

«Hallo, da sind wir mal wieder, Jan und Ska aus Strassburg», ruft Ska, die eigentlich Franziska heisst, mit Rücksicht auf ihre Wähler aber ihren Vornamen abgekürzt hat. «Diese Woche», fährt Jan fort, «haben wir das Parlament sozusagen neu konstituiert, Präsidium gewählt und...» Bevor er den Satz zu Ende sprechen kann, springt Terry ins Bild. Jan und Ska, die eben das Parlament neu konstituiert haben, sind total überrascht. «Was machst du denn hier?», will Ska wissen. «Ich bin doch jetzt auch neugewählte Abgeordnete», antwortet Terry im Tonfall einer Siebenjährigen, die gerade den ersten Schultag hinter sich gebracht hat. «Geil! Sauber!», jubelt Jan, und Ska fragt: «Wie war denn so deine erste Woche hier?» – «Total aufregend», antwortet Terry, es seien schon «viele Sachen» passiert, sie sitze in «ganz spannenden Ausschüssen», unter anderem auch im Regional- und Frauenausschuss. Allerdings sitze im Frauenausschuss eine Abgeordnete der Alternative für Deutschland, und «mit komischen Leuten» in Ausschüssen zu sitzen, werde «ganz bestimmt ziemlich nervig werden». Jan stimmt ihr zu. «Es ist ein Grundsatzproblem», sagt er, dass man es mit Leuten zu tun habe, die Europa abschaffen und alle rausschmeissen wollten, «die nicht nach ihrer Nase aussehen». Wie schön wäre ein Parlament, in dem nur Gleichgesinnte sitzen!

So ein Dokument des Grauens haben Sie noch nicht gesehen. Eine Mischung aus debilem Übermut, aggressiver Ahnungslosigkeit und vorzeitiger Verkalkung. Und das alles zu einem *all inclusive*-Preis von über 30000 Euro pro Kopf und Monat. Echt geil, so was.

Schuld ist immer die Bank

Von Kurt Schiltknecht — Ein neues Bundesgesetz will private Anleger vor Verlustrisiken schützen. Der Versuch, jede Verantwortung auf die Finanzdienstleister abzuschieben, schadet der Wirtschaft.

Eine erfolgreiche Wirtschaft kann auf verschiedene Arten zerstört werden. Das Eidgenössische Finanzdepartement unter Leitung von Eveline Widmer-Schlumpf versucht es mit Regulierungen. Der jüngste Schritt in der Demontage des Finanzplatzes ist das geplante Bundesgesetz über die Finanzdienstleistungen (Fidleg). Dieses bezweckt den Schutz der Kunden vor Finanzdienstleistern sowie eine erleichterte Durchsetzung zivilrechtlicher Ansprüche gegenüber denselben. Die Absicht klingt sympathisch, die Folgen des Gesetzes wären anders. Es würde Anleger bemuttern, das Prozessieren fördern und vor allem die Kosten von Finanzgeschäften erhöhen. Mit dem Gesetz sollen insbesondere Wenigervermögende und Leute mit geringen Finanzmarktkenntnissen vor Verlusten geschützt werden. Die Verantwortung dafür wird allein den Finanzdienstleistern zugeschoben.

Im Gesetz wird zwischen Privatkunden und sieben Gruppen von professionellen Kunden unterschieden. Vermögende Privatkunden können schriftlich erklären, dass sie als professionelle gelten wollen. Da die Kapitalgewinne von professionellen Investoren als Einkommen versteuert werden müssen, wird sich wohl kaum jemand so einstufen wollen. Bevor ein Finanzdienstleister eine Geschäftsbeziehung eingehen kann, muss er eine Eignungsprüfung des Kunden vornehmen. Er muss sich über die finanziellen Verhältnisse, die Anlageziele und die Kenntnisse und Erfahrungen der Kunden in Bezug auf die angebotenen Produkte und Dienstleistungen erkundigen. Wenn der Finanzdienstleister der Meinung ist, dass gewisse Finanzprodukte für einen Kunden ungeeignet sind, muss er ihn warnen. Wenn die erhaltenen Informationen für die Eignungsprüfung nicht ausreichen, darf er keine Anlageberatung oder Vermögensverwaltung vornehmen.

Angriff auf die freiheitliche Gesellschaft

Es kann und darf nicht Aufgabe der Finanzdienstleister sein, zu entscheiden, welche Instrumente für einen Kunden geeignet sind. Der Anleger muss letztlich selbst entscheiden, welche Risiken er eingehen will. Warum versucht der Staat zu verhindern, dass etwa Leute mit wenig Geld und einem bescheidenen Einkommen den Versuch unternehmen, mit risikoreichen

Optionen reicher zu werden? Spielcasinos werden ja auch nicht verboten, obwohl dort die Verlustrisiken wesentlich grösser sind als bei Optionsgeschäften. Wo kommen wir hin, wenn der Staat via Finanzdienstleister versucht, das Risikoverhalten der privaten Anleger zu steuern? Es gehört zu den Vor- und Nachteilen einer freiheitlichen Gesellschaft, dass jeder Entscheidungen treffen kann, die in den Augen anderer dumm sind. Wo endet unsere Wirtschaft, wenn Dienstleister auf Geheiss des Staates abklären müssen, welche Geschäfte für wen geeignet sind und welche nicht? Ist das Auto oder das Nachtessen im Luxusrestaurant den finanziellen Verhältnissen des Kunden wirklich angepasst?

Gemäss Fidleg müssten die Finanzdienstleister ihre Kunden über die mit den Finanzinstrumenten verbundenen Risiken informieren. Die Eigenschaften eines Finanzinstruments lassen sich beschreiben, doch deren Risiken stehen in den Sternen. Wem waren vor der Bankenkrise

die Risiken von Einlagen bei einer schweizerischen Grossbank bewusst? Auch der Kurssturz an den Börsen nach dem 11. September 2001 war nicht vorauszusehen. Alles, was man über die Risiken von Finanzinstrumenten zu glauben weiss, basiert auf den Erfahrungen der Vergangenheit. Ob sich diese wiederholen, steht auf einem anderen Blatt.

Alle Risikobeurteilungen, die auf der Geschichte basieren, können sich wegen eines einzigen unerwarteten Ereignisses als falsch erweisen. Da nichts so unsicher ist wie die Zukunft, gehen auch die Meinungen der Finanzdienstleister auseinander. Nur die Zukunft wird zeigen, welche Annahme richtig war. Finanzdienstleister dürfen deshalb für eine falsche Einschätzung und die daraus resultierenden Verluste nicht verantwortlich gemacht werden. Auch die Bankenaufsichtsbehörden wurden nach der Bankenkrise nicht zur Rechenschaft gezogen.

Der erleichterte Zugang zur Durchsetzung zivilrechtlicher Ansprüche aufgrund von Verlusten im Vermögensverwaltungsgeschäft würde nur den Juristen Vorteile bringen. Die Bereitschaft zur Beratung von privaten Anlegern würde sich hingegen verringern. Um die Leute maximal vor Verlusten im Finanzmarkt zu schützen, müsste man ihnen raten, ihre Ersparnisse in den Sparstrumpf zu stecken. Doch selbst Schweizer Banknoten sind heute nicht mehr gegen einen Wertzerfall gefeit.



Misstrauen unter «Freunden»

Von Hansrudolf Kamer — Neue Spionagevorwürfe belasten das Verhältnis Deutschlands zu den USA. Reibereien um Abhörpraktiken, Banken und Russland-Sanktionen verschärfen die Spannungen.



Die deutschen Nachrichtendienste überlegen sich, ob sie künftig auch die «Freunde» ins Visier nehmen sollen. Grund dafür ist, dass im Bundesnachrichtendienst (BND) ein Maulwurf entdeckt wurde, der

nicht für Russland, wie zunächst vermutet, sondern für Amerika arbeitet.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hielt sich Deutschland an das Gentlemen's Agreement zwischen den drei westlichen Besatzungsmächten Britannien, Frankreich und den USA, dass «Freunde» nicht gegeneinander spionieren. Praxis war, dass die Dienste miteinander kooperierten und Informationen austauschten.

Zu Zeiten des Kalten Kriegs war dies eine Notwendigkeit. Nun bröckelt der Nachkriegskonsens – nicht nur in diesem Bereich. Die Spannungen zwischen Europa und Amerika und die Differenzen unter den Europäern haben in letzter Zeit zugenommen.

Alle bisher bekannten Informationen zur neuen Affäre stammen aus dem Verhör mit dem 31-jährigen Mitarbeiter der Abteilung für Auslandkontakte im BND. Er soll sich von seinem Google-Mail-Konto aus direkt an die Russen gewandt und ihnen vertrauliche Dokumente angeboten haben.

Diese Mail fing das Bundesamt für Verfassungsschutz ab und wandte sich an amerikanische Behörden mit der Frage, ob die fragliche Mailadresse ihnen bekannt sei. Eine Antwort gab es nicht, doch das Konto wurde plötzlich geschlossen. Vor wenigen Tagen wurde der gescheiterte Doppelagent festgenommen. So einfach war das.

«Wurmfortsatz der NSA»

Wieder einmal weiss man nicht, ob man lachen oder weinen soll. Alles wirkt dilettantisch. Über die Qualität der Geheimdienstarbeit darf man sich Sorgen machen. Und über die strategische Weitsicht der Administration Obama, die von einem Fettnapf in den andern tritt. Wenn schon die «Freunde» nicht auf kompetente Weise bespitzelt werden können – wie muss es dann erst bei den Feinden sein?

Auch der NSA-Untersuchungsausschuss des Bundestages soll am Rande betroffen sein. Dieser beleuchtet die Abhöraktivitäten der Natio-

nal Security Agency in Deutschland allgemein und natürlich den famosen Lauschangriff auf das Handy der Bundeskanzlerin Merkel.

Kurz vorher hatten zwei ehemalige NSA-Beamte vor dem Untersuchungsausschuss ausgesagt und dabei den BND als «Wurmfortsatz der NSA» beschrieben, der auch bei der grossflächigen Überwachung in Deutschland mitwirke.

Damit nicht genug. Ende Juni hatte das Innenministerium mitgeteilt, die deutsche Regierung beende den Vertrag mit der amerikanischen Telekom-Firma Verizon, die dem Bundestag als Internetprovider diene. Dabei spielten mögliche NSA-Aktivitäten die entscheidende Rolle. In der Begründung hiess es, die «sicherheitskritische Kommunikationsstruktur der Bundesregierung» müsse besonders hohe Anforderungen erfüllen.

Peinlich ist die neue Geschichte für alle. Der BND steht als Amateurbude da. Die Politiker erscheinen als Träumer und Heisse-Luft-Bläser. Die Amerikaner werden einmal mehr als hinterhältige Freunde entlarvt. Die latent anti-amerikanische Stimmung in der Öffentlichkeit wird verstärkt. Deutschland sei kein Satrapenstaat, stand im Kommentar einer Qualitätszeitung. Von amerikanischer Arroganz war in einer andern zu lesen.

Amerikanerseite kam nicht viel. Es blieb Hillary Clinton, auf Buchtour in Deutschland,

vorbehalten, etwas Belangloses zu sagen. Sie tat es gerne, weil sie im Geschäft der Spekulationen aktiv bleiben will und weil sich ihr Buch «Hard Choices» in Amerika nur schlecht verkauft. Als Präsidentin würde sie auch kein No-Spy-Abkommen abschliessen, war die einzig konkrete Aussage. Sympathien gewann sie damit keine.

Es ächzt nicht nur im deutsch-amerikanischen, sondern generell im transatlantischen Gebälk. Neben der EU – gebeutelt bei den jüngsten Europawahlen – ist auch die Nato nicht in Form. Trotz der russischen Herausforderung in der Ukraine blieb die Antwort auf die Krise widersprüchlich – nicht zuletzt natürlich wegen deutscher Einwände.

Amerikanische Überheblichkeit

Neue Initiativen versanden. Das letztes Jahr angestossene gemeinsame Projekt einer Transatlantischen Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) kommt nicht vom Fleck. Präsident Obama signalisiert Desinteresse. Europa übt sich in Rosinenpickerei bei der Datensicherheit, der Finanzplatzregulierung und den Lebensmittelstandards. Dazu kommt, dass das harte Vorgehen gegen französische und britische Banken in europäischen Augen amerikanische Anmassung und Überheblichkeit spiegelt.

Die Stimmung ist schlecht. Vor kurzem hat der anglophile polnische Aussenminister Radoslaw Sikorski die amerikanisch-polnischen Beziehungen als wertlos und «totalen Bullshit» bezeichnet – in einer privaten, abgehörten Unterhaltung, reich an Kraftausdrücken. Dass die Polen gerade Sikorski als Nachfolger für Catherine Ashton zum «Aussenbeauftragten» der EU nominiert haben, passt ins Bild der allgemeinen Misere.



Von einem Fettnapf in den andern: Kanzlerin Merkel, Präsident Obama.

Böses tun, Gutes wollen

Von Christoph Mörgeli

Es ist auf dem Fussballfeld nicht anders als auf der Tummelwiese der Politik: Seit Jahren sind wir Zeugen eines markanten Anstiegs der Anzahl Fouls. Das Treten, Stossen, Anspringen, Rempeln, Schlagen, Halten, Beissen oder Blutgrätschen gehört immer selbstverständlicher zum Repertoire, vielleicht sogar zum Trainingsprogramm der Spieler. Nichts gegen vollen körperlichen Einsatz im sportlichen Duell. Aber das unfaire, hinterhältige und charakterlose Verhalten in den Stadien überschattet zunehmend das Vorbild- und Beispielhafte, gerade für die junge Generation.

Ob Fussball oder Politik, beides ist nichts anderes als ein Abbild unseres gegenwärtigen Zeitgeistes. Sei es auf dem grünen Rasen, sei es an den grünen Tischen – mehr und mehr ersetzen fiese Fouls die Kraft der besseren Vorbereitung, des grösseren Könnens, des überlegenen Talents. Lieber tricksen und bescheissen als verlieren, so die Devise. Schliesslich geht es um den Sieg der eigenen guten Sache.

Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, warum es praktisch ausschliesslich die Linke ist, die ihre politischen Mitbewerber durch schmutzige Hinterzüge bis hin zu kriminellen Machenschaften ins Abseits drängt. Die Antwort lieferte unlängst mehr oder weniger freiwillig Constantin Seibt im *Tages-Anzeiger*. Er fragte eine SP-Schulfreundin, warum sie sich ein Leben als Berufspolitikerin antue. Ihre Antwort: «Ich kann Leute über den Tisch ziehen, ich kann Indiskretionen verbreiten, Fallen stellen, Dummköpfe im eigenen Lager ausbremsen, Gegner ärgern – und das alles, damit am Ende das Richtige passiert. Ich kann das Böse tun im Auftrag des Guten.»

Genau hier dürfte der Schlüssel zum Verständnis liegen. In vollster Überzeugung der moralischen Überlegenheit der eigenen Meinung können sich die Linken so ziemlich alles erlauben. Wir erleben es in Ratssälen, Kommissionenzimmern, Bildungsdirektionen: Für die Rechten ist Unrecht unrichtig. Für die Linken dient das Unrecht dem Erreichen ihrer höheren Ziele. Ich habe mehrere bürgerliche Mitglieder einer Geschäftsprüfungskommission gefragt, ob für sie Unrecht auch dann ein Unrecht bleibt, wenn es einen Linken betrifft. Sämtliche haben bejaht. Die linken Geschäftsprüfer habe ich für den umgekehrten Fall nicht gefragt. Ich möchte ihre (ehrliche) Antwort lieber nicht hören.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Von Suppenhühnern und Steinadlern

Von Peter Bodenmann — Peter Spuhlers neue Züge sind 250 km/h schnell. Warum sollen sie für Bern–Zürich länger als 28 Minuten brauchen?



Lassen wir Daniel Düsentrieb beiseite: Neue SBB-Züge von Stadler Rail.

Die nicht ganz unseriöse *Frankfurter Allgemeine Zeitung* wusste letzte Woche zu berichten: «Der Highway-Pilot chauffiert den Truck durch all das Gewimmel autonom. Das ist keine Science-Fiction, sondern technisch machbare Realität. «Die nächsten zehn Jahre werden mehr Veränderungen im Transportverkehr bringen als die vergangenen 1000 Jahre», verkündet eine dröhnende Stimme. Und Daimler-Vorstand Wolfgang Bernhard ergänzt: «Die Zeit ist reif. Der Lkw der Zukunft ist ein Mercedes-Benz und fährt autonom.»»

Für den Zürcher Professor Rolf Pfeifer, der nach Japan auswandert, ist klar: In fünf bis zehn Jahren werden die ersten Modelle von Autos ohne Fahrer auch in der Schweiz auftauchen. Vielleicht bleiben Mercedes keine zehn Jahre mehr, bis sich Limousinen, Sprinter und Lastwagen autonom durch den Verkehr steuern. Schlicht und einfach, weil Google schneller sein wird als Mercedes, so wie heute Tesla in Sachen Elektromobilität die Nase vorn hat.

Die Staus auf der Autobahn zwischen Bern und Zürich werden zehnmal schneller geschmelzen als die Gletscher in den Schweizer Alpen. Schlicht und einfach, weil sich selbst steuernde Fahrzeuge die Kapazität der bestehenden Strassen mindestens verdreifachen. In diesem Verkehr mitschwimmen werden schnelle Elektrobusse der nächsten Generation. Und noch flinkere, führerlose Uber-Taxis. Die Bahn

kommt schneller, als es ihren Freunden lieb ist, in die Defensive: umweltmässig, kostenmässig und zeitmässig.

Verwaltungsrat und Management der SBB müssten Tag und Nacht nachdenken. Und gemeinsam mit Postauto Schweiz ein Zeitalter vorbereiten, in dem die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Verkehr nächstens verschwinden werden. Sonst geht es ihnen wie anderen zu staatsnahen Berner Unternehmen zuvor. Hasler & Co waren nach dem Zweiten Weltkrieg in Sachen Telefonie weltweit technisch führend. Sie begriffen die Risiken und Chancen des digitalen Zeitalters nicht. Deshalb gingen Hasler, Zellweger und Autophon sang- und klanglos unter.

Es wäre ein Vorteil für die Bahn, wenn sie in einigen Jahren die lächerlichen 107 Kilometer zwischen Zürich und Bern in 28 Minuten zurücklegen würde. Ein TGV wäre in dieser Zeit bereits kurz vor Lausanne. Diese 28 Minuten gehen Benedikt Weibel, warum auch immer, gegen den Strich. Lassen wir in der beginnenden Debatte Daniel Düsentrieb beiseite. Und auch die Concorde. Beide haben im beginnenden Zeitalter autonom gesteuerter Verkehrsmittel miteinander so viel zu tun wie Suppenhühner mit Steinadlern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Unabhängigkeit, Unterwürfigkeit

Von Kurt W. Zimmermann — Unabhängigkeit von Journalisten zeigt sich auch in der Unabhängigkeit vom eigenen Brotherrn.

Manchmal genügt in den Medien ein kleiner Anlass, um einen grossen Wandel zu beschreiben. Den kleinen Anlass beobachteten wir am letzten Sonntag.

Kurz zuvor war bekanntgeworden, dass die *Basler Zeitung* neu stabile Drittelsbesitzer hat, Chefredaktor Markus Somm, VR-Präsident Rolf Bollmann und Christoph Blocher.

Die *Basler Zeitung*, der ewige Übernahmekandidat, war damit kein Übernahmekandidat mehr. Die Jagd der Zürcher NZZ-Gruppe und der Aargauer AZ Medien war zu Ende. Jahrelang hatten die beiden sondiert und Druck gemacht. Nun mussten sie ihre Hoffnungen auf einen Kauf des Blatts begraben.

Interessant war nun, wie die Sonntagsblätter der beiden Verlierer reagierten. Beide zogen über das Blatt her, das ihrem Verlag entgangen war. «Die *Basler Zeitung* gab's für ein Butterbrot», titelte süffisant die *Schweiz am Sonntag* aus dem Haus der AZ Medien, das mit Billigangeboten bekanntwurde. «Die parteinahe Presse findet nur wenige Leser», titelte süffisant die *NZZ am Sonntag* aus dem Haus der freisinnigen Partei.

Vor allem die Aargauer Journalisten unterstützten aggressiv den bisher vergeblichen Vorstoss ihres Verlags nach Basel. Allein die *Schweiz am Sonntag* schrieb in den letzten Jahren Dutzende von Artikeln gegen die *Basler Zeitung*, allesamt negativ. Die meisten stammten vom Journalisten Christian Mensch, eine Art Schreib-Terrier in Verlagsdiensten.

Früher gab es das nicht. Journalisten waren keine opportunistischen Lakaien. Sie liessen sich von ihren Verlagsmanagern nicht ergeben für deren kommerzielle Zwecke verwenden.

Historische Beispiele gibt es viele. Die Redaktion der *Tat* etwa kritisierte öffentlich ihren Arbeitgeber Migros wegen seiner Personalpolitik. Die *Weltwoche* kritisierte öffentlich ihren Besitzer Beat Curti wegen seiner wirtschaftlichen Verflechtungen. Die Redaktion des *Tages-Anzeigers* kritisierte öffentlich ihre Geschäftsleitung wegen der Lancierung eines TV-Kanals.

Journalisten haben, anders als sonstige Angestellte, zwei Dienstherrn. Zum einen dienen sie ihrem Arbeitgeber, von dem sie abhängig sind. Zum Zweiten dienen sie der Öffentlichkeit, die von ihnen Unabhängigkeit verlangt.

In diesem Spannungsfeld zwischen Brotherr und Publikum haben sich die Gewichte in den letzten zwanzig Jahren merklich verschoben.



Strammgestanden: Schweiz am Sonntag.

In den alten Zeiten hatte für aufrechte Journalisten das Interesse der Öffentlichkeit die Priorität. Es war eine ethische Leitlinie. Innere Pressefreiheit sagte man dem.

Heute, in wirtschaftlich unbequemen Zeiten, hat das Interesse der eigenen Aktiengesellschaft die Priorität. Journalisten sehen sich nun als Firmenvertreter.

Nur in ganz wenigen Reduits hat sich der alte Journalistengeist der unabhängigen Distanz gegenüber dem eigenen Arbeitgeber gehalten. Das beste Beispiel ist die Redaktion des *Tages-Anzeigers*. Sie ist die geistig unabhängigste Truppe der Medienbranche.

Als ihr Unternehmen, die Tamedia, kürzlich den Werbevermittler Publigroupe übernehmen wollte, enthielt sich der *Tages-Anzeiger* jeder Form von anbiederndem Konzernjournalismus. Die Redaktion druckte nur Meldungen der Schweizerischen Depeschagentur ab, um ihre Glaubwürdigkeit nicht zu gefährden.

Das billige Gegenteil zeigte zugleich die *Finanz & Wirtschaft* aus demselben Verlag. Ihr Leitartikler schrieb, strammgestanden vor seinem Dienstherrn, er «würde es» seinem «Arbeitgeber Tamedia gönnen, wenn er Publigroupe zu einem günstigen Preis übernehmen könnte. Deren Aktionäre verdienen nichts Besseres.»

Das ist der Unterschied zwischen Unabhängigkeit und Unterwürfigkeit.

Alte Ochs

Von Beatrice Schlag — Chinesische Liebesverhältnisse.

Alte Ochs kauen junges Gras», sagen die Chinesen und meinen damit, was nicht nur für China gilt: Je älter der Mann, desto ausgeprägter meist sein Hunger nach



Frauen, die auch seine Töchter sein könnten. Speziell an China ist allenfalls, dass es für verheiratete Männer ab einer gewissen Einkommensklasse zum guten Ton gehört, sich eine jüngere Geliebte zuzulegen, die exklusiv für ihn da ist. Dafür ist in einer Millionenstadt wie Peking eine Entlohnung von rund 3000 Franken im Monat üblich. Ausserdem finanziert der Mann seiner Mätresse die Wohnung. Das Verhältnis dauert, bis er sie für eine noch jüngere eintauscht. Oder bis sie genug von seinem Geld gespart hat, um sich selbständig zu machen und Erstfrau eines Mannes zu werden, dem nicht bereits die Haare aus Nase und Ohren wachsen.

«Ernai», zweite Frau, wird die junge Geliebte genannt. Zweitfrauen sind in der Regel kaum gebildet und stammen meist aus ärmeren Provinzgebieten des Landes. Dort arbeiteten sie in Massagesalons oder Karaoke-Bars, wo reisende Geschäftsleute gerne einkehren. Findet der Reisende auch nach mehrmaligem Treffen Gefallen an einer jungen Frau, nimmt er sie als Ernai mit. In der explosionsartig wachsenden Boomtown Shenzhen im Süden des Landes, von Hongkong nur durch einen Fluss getrennt, heisst ein Wohnviertel «Zweitfrauen-Dorf», weil Ehemänner ihre Ernais dort mit Vorliebe unterbringen. Viele junge Zweitfrauen, berichtet der in China lebende britische Autor James Palmer, lassen sich die Augen operieren, um so rundäugig und unschuldig auszusehen wie japanische Cartoon-Heldinnen. Wenn sie dann noch mit Piepsstimme nörgeln wie verzogene Kinder, sind chinesische Männer offenbar hingerissen. Ausserdem muss eine gute Ernai in der Lage sein, so viel Begeisterung für ihren Ernährer zu zeigen, dass er überzeugt ist, sie würde ihn auch ohne Bezahlung nicht verlassen. Das Liebesgeheuchel einer Ernai mag anstrengend sein und ihrer Würde zusetzen. Aber, sagt Palmer, ihr Leben sei unvergleichlich besser und sicherer als die Zukunft, die sie im brutalen chinesischen Sexgewerbe erwartet hätte. So viel zu Alternativen in einer patriarchalischen Gesellschaft.

Leserbriefe

«Es reicht ja, wenn das Wahlvolk gerade noch schlau genug ist, die ach so intelligenten Unfehlbaren zu wählen.» *Heinrich Wenzel*



«Auch das Volk ist fehlbar.»

Auf den Fersen

Nr. 27 – «Verdreher der Volksrechte»; Markus Schär über Richter, Professoren und Politiker

Es ist gut, zu wissen, dass wenigstens die *Weltwoche* diesen Politikganoven auf den Fersen ist. Diese haben wohl alle vom deutschen Gutmenschen Gauck gelernt, dass in einem modernen Staat die Probleme zu komplex sind, um die Bürger und Bürgerinnen entscheiden zu lassen. Es reicht ja, wenn das Wahlvolk gerade noch schlau genug ist, die ach so intelligenten Unfehlbaren zu wählen. Besonders klar hat offenbar Filippo Lombardi den deutschen Überdemokraten Gauck verinnerlicht. «Auch das Volk ist fehlbar», aber eben unser Filippo nicht. *Heinrich Wenzel, Randogne*

Wenn Ständerat Filippo Lombardi sagt, dass das Volk fehlbar ist, hat er zumindest in dem Punkt recht, dass mit ihm eine Person in den Ständerat gewählt wurde, die sich schon mehrmals wegen Alkoholmissbrauchs im Strassenverkehr strafbar gemacht hat. Solche Menschen, die sich um unsere strengen Gesetze keinen Deut kümmern, haben als Volksvertreter keine Legitimation. Wenn dann Herr Lombardi auch noch die direkte Demokratie, dank welcher er diesen Posten innehat, zuwider ist, müsste er genug Charakter beweisen und zurücktreten. Dies wird er jedoch nicht, was eben gerade diesem Charakter entspricht. 2015 finden Neuwahlen statt; die Wählerinnen und Wähler sind deshalb enorm gefordert, die

richtigen Entscheide zu treffen.

Dieter Spinner, Berneck

Frontalangriffe auf die Schweiz

Nr. 27 – «Demokratie ohne Volk»; Editorial von Roger Köppel

Die Schweiz hat ja nun massivste Angriffe aus den USA und der EU erlebt. Was jetzt jedoch innerhalb der Schweiz abgeht, ist schlicht und ergreifend gemeingefährlich. Da schiessen jetzt Politiker auf das eigene Volk. In der Schweiz gibt es politische Kreise (koordiniert durch die Bundeskanzlei), die die direkte Demokratie aushebeln wollen. Sekundiert durch vorwiegend linke und rote Politikbetreibende. Die Finanzministerin, ein Kontrollfreak sondergleichen, will den automatischen Datenaustausch Banken-Steuerämter auch in der Schweiz. Weiterhin plant die Dame aus Felsberg via Verrechnungssteuer einen klammheimlichen Angriff auf das inländische Bankgeheimnis. Bekanntlich wollte sie ja auch eine Ausbildung für Grosseltern, die ihre Enkelkinder betreuen, einführen. Dies sind Frontalangriffe auf das Erfolgsmodell Schweiz. *Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

Winkelried Benaglio

Nr. 27 – Zur Berichterstattung über die Fussballweltmeisterschaft

Ohne den Torhüter Benaglio hätte die Schweiz nicht 0:1, sondern 0:11 verloren. Die Argenti-

nier haben nicht gegen die Schweiz, sondern gegen Benaglio gekämpft. Der jetzigen Schweizer Mannschaft fehlen völlig der Drang zum Ansturm und die Technik dafür, wie der «schöne» Konter, wo ein einziger Verteidiger drei zerklümpfte Schweizer Angreifer stoppen konnte. Benaglio ist der Winkelried der Lage gewesen, und leider sehe ich unter lauter Weinenden und Grüblern kein einziges Bild von ihm.

Franz Josef Abis, Massagno

Ging etwas verloren?

Nr. 27 – «Stoff der Sieger»; Urs Gehrig über den Erfolgsfaktor Milch

Es greift etwas kurz, den ganzen Laktose-Intoleranz-Komplex an einer winzigen Genmutation aufzuhängen. Auch ohne diese scheinen nicht nur Hirtenvölker gut mit Milchkonsum klarzukommen. Aus klimatischen Gründen ist der Laktoseabbau kaum möglich, die Faustregel beim Käse ist vier Wochen. Ihr Frisch- oder Sauerkäse ist aber kaum so lange haltbar. Vor fünfzig Jahren war diese Intoleranz kaum bekannt. Da passt irgendwie nicht hinein, dass z. B. die Chinesen scharf auf etwas sein sollen, das die Mehrheit von ihnen krank macht. Ich würde bei etwas Näherliegendem, der Milch selber, suchen. In den letzten Jahrzehnten wurde die Leistung der Kühe dramatisch gesteigert durch Zucht und Fütterung. Gut möglich, dass da irgend etwas verlorenging oder dazu kam. In den fünfziger Jahren hörte ich von Kindern, die keine «Silo-Milch», wohl aber solche von Kühen auf Raufutter vertrugen. Es ist auch nichts Neues, dass Milch von gewissen Kuhrasen, vermutlich wegen eines Gendefekts, schlecht einzulaben ist, das heisst mit natürlichem Lab nicht zu verkäsen ist.

Paul Preisig, Herisau

Auf höchstem Niveau

Nr. 27 – «Schaf im Wolfspelz»; Philipp Gut über Christian Catrina

Ich denke, dass der von Bundesrat Ogi eingeleitete Wandel von der «Sicherheit durch Autonomie» zur «Sicherheit durch Kooperation» den heutigen Realitäten in Europa und der Welt Rechnung trägt. Eine Sicherheitspolitik wie sie im 20. Jahrhundert richtig war, ist im 21. Jahrhundert nicht mehr zielführend. Ich habe viele Jahre mit Christian Catrina zusammengearbeitet. Er ist intellektuell auf höchstem Niveau, analysiert völlig unvoreingenommen, messerscharf und kann komplexe Sachverhalte in wenigen Worten allgemeinverständlich zusammenfassen. Er hat grosses Verhandlungsgeschick. All dies erklärt, warum so viele Verteidigungsminister seine Arbeit schätzten und warum er in seiner heutigen Position wertvolle Arbeit zuguns-

ten der Sicherheit der Schweiz leistet. Was der Autor mit seinem Artikel konkret aussagen will, ist mir schleierhaft. Auch äussert er nicht einmal ansatzweise, wie er die Armee gestalten würde.

Jürg Weber, Muri bei Bern

Herrliche Dialekte

Nr. 27 – «Die Magie des Berndeutsch»; Adrian Leemann über die L-Vokalisierung

Mit grossem Interesse habe ich den Artikel über das sich ausbreitende Berndeutsch gelesen. Welch herrliche Sprachen- und Dialektvielfalt haben wir doch in der Schweiz! In diesem Zusammenhang möchte ich noch etwas anbringen: Immer mehr TV- und Radio-Sprecher zwingen sich regelrecht zur Deutschlanddeutschen Aussprache des R, das dann eben leider doch eher verkrampft rüberkommt. Es klingt einfach unecht, man merkt's halt, und es nervt mit der Zeit. Daher meine Bitte an all die TV- und Radio-Sprecherinnen und -Sprecher, die meinen, sich dem deutschen Deutsch anpassen zu müssen: Redet doch einfach wieder, wie euch der Schnabel gewachsen ist, und spricht das R so aus, wie ihr es von klein auf gelernt habt – es klingt viel sympathischer, natürlicher und entspannter. Wir können wirklich stolz sein auf die uns eigene Aussprache des Hochdeutschen und uns damit auch ganz gut behaupten.

Maggie Uffer, Brissago

Beweglichkeit der Gesellschaft

Nr. 27 – «Daniel Düsentricks Bahnträume»; Benedikt Weibel über Bahn-Innovationen

Seit Jahrhunderten lebt die Welt vom technischen Fortschritt. Dieser wird für die Bahn vom ehemaligen SBB-Chef Weibel aber für höhere Geschwindigkeiten der Züge in Frage gestellt. Die immer mobilere Gesellschaft erfordert gerade bei der Verkürzung von Reisezeiten neue Innovationen und nicht ein Beharren auf dem Ist-Zustand. Dass dies Geld erfordert, darf kein Hinderungsgrund sein. Gerade die TGV- und ICE-Neubaustrecken im Ausland für 320 km/h zeigen die enormen Vorteile bei der Beweglichkeit der Gesellschaft.

Klaus Hager, Neusäss (D)

Herr Weibel verkennt leider, dass mit den Fabi-Beschlüssen ein 26 Kilometer langer Bahntunnel von Zürich nach Aarau Ost für Höchstgeschwindigkeiten von 250 km/h zu projektieren und später wohl auch zu bauen ist. Die Tunnelneubaustrecke kostet wegen ungünstiger Geologie gegen sechs Milliarden Franken. Für knapp vier Milliarden Franken lässt sich in geologisch günstigerem und kaum besiedeltem Gebiet eine Neubaustrecke von Zürich nach Roggwil BE erstellen. Diese

würde, wie Peter Bodenmann richtig schreibt, die Reisezeit zwischen Bern und Zürich (bei einer Höchstgeschwindigkeit von 200 km/h) auf 42 oder sogar auf 28 Minuten (Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h) vermindern. Weibel liegt richtig, wenn er die wirtschaftlichere Lösung vorzieht: Neubaustrecke Zürich–Roggwil BE statt Zürich–Aarau Ost!

Jürg Perrelet, Bern

Unfair führt weiter

Nr. 27 – «Filz im Wasser»; Christoph Landolt über den Schwimmverband

Es sind die gleichen Funktionäre, die bei jedem Sportanlass ihre teuren und penetranten Kampagnen («Wir wollen fairen Sport») verbreiten. Selbst halten sie davon wenig. Unfair führt weiter.

Ernst Seiler, Muri bei Bern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf frau sich im Fitnessstudio in der öffentlichen Dusche unter den Achseln, an den Beinen und im Intimbereich enthaaren?

Claudia Morel, per E-Mail

Natürlich ist das verlockend. Doch während Sie mit einer Haut, zart wie ein Babypopo, nach Hause fahren, sträuben sich bei anderen die Nackenhaare. Denn Ihre Überreste bleiben als Souvenir an den Füessen der nächsten Besucherin kleben oder müssen vom Personal mühselig aus Filtern und Gittern gekratzt werden. Klingt ekelhaft – ist es auch. Deshalb: Lieber in der heimischen Wanne so tun, als wären Sie im Spa eines Luxushotels. Da nervt es auch niemanden, wenn Sie dazu lauthals singen.

Deborah Neufeld



CRESTA
PALACE

Sommerzeit

BELEBENDE TAGE IM
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Eine wird verlieren

Die publik gewordenen Ansichten der EU vom Endziel des bilateralen Wegs lassen nur eine Reaktion zu: Stopp des Gangs nach Brüssel und Umkehr!

Von Urs Paul Engeler

Was den noch Naiven unter den Schweizern weiterhin als «Erneuerung» oder «Vertiefung» des angeblich so erfolgreichen bilateralen Wegs verkauft wird, bedeutet in Brüssel «Anschluss» oder «Unterwerfung» unter das EU-Recht. Das beweist ein Dokument unbekannter Herkunft, aber offensichtlicher Gültigkeit, das von der *Sonntagszeitung* publik gemacht wurde. Der offizielle Text aus der EU-Zentrale, ein Beschluss der Mitgliedstaaten vom 6. Mai 2014, enthüllt mit jeder Klarheit, welche Position die Europäische Union in den laufenden Verhandlungen mit Bundespräsident Didier Burkhalter's Diplomatschar eingenommen hat. Das Mandat der EU-Delegation zur Etablierung eines «institutionellen Rahmenabkommens» mit der Schweiz weicht nicht graduell von den Erklärungen von Aussenminister Burkhalter ab; es steht in jedem wichtigen Bereich im unversöhnlichen Widerspruch zu den schöngefärbten Verlautbarungen aus Bern.

Erstes Resultat steht schon fest

Der Match ist angepfeifen. Die Vorstellungen der beiden Parteien liegen, Punkt für Punkt, derart weit auseinander, dass keine Sprachakrobatik ausreichen wird, um am Ende der Negotiationen irgendeine Scheineinigkeit zu demonstrieren oder, besser, vorzutäuschen. Substanziell nachgeben kann keine der beiden Parteien, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu verspielen. Damit steht das erste Resultat der Verhandlungen schon fest: Eine wird verlieren – entweder die Europäische Union oder, was in Anbetracht der Performance des Bundesrats und seiner aktuellen (Chef-)Unterhändler wahrscheinlicher ist, die Schweiz.

Nach den Ambitionen der EU-Staaten überwacht einseitig Brüssel die – immer noch «bilateral» genannten – Verträge, entscheidet bei Differenzen der Europäische Gerichtshof, EuGH (in dem kein Schweizer sitzt), hat die Schweiz dessen Urteile unverzüglich zu befolgen, verhängt die EU bei Schweizer Renitenz Sanktionen, hat die Schweiz «automatisch-dynamisch» selbst das bisherige, ohne ihre Mitwirkung entwickelte EU-Recht blind zu übernehmen und weitere Millionen oder Milliarden in den Kohäsionstopf abzuliefern. Konkret will die EU künftig beispielsweise die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit, das (kantonale) Steuerrecht oder den Transitverkehr in Eigenregie kontrollieren («supervise»). Und: Falls einer gegen die Umsetzung

der Masseneinwanderungsinitiative klagen sollte, wird der EuGH rechtlich bindend entscheiden, was die Schweizer noch dürfen – oder nicht mehr.

FDP: Volk hat das letzte Wort

Das publik gewordene EU-Mandat zeigt den Bürgern, in welche institutionelle Sackgasse die eifernden «Bilateralisten» gerannt sind.

Dass sie aus dieser EU-Rahmen-Falle finden werden, ist angesichts der Vehemenz, mit der die europäischen Nachbarn ihre Forderungen platzieren, unwahrscheinlich. Was also ist zu

tun in Bern? Die einzig politisch tragfähige Lösung, das legt die interne Vorbereitung der Verhandlungen nahe, heisst: Abbruch der unglücklichen Übung.

Denn die Schweizer Vorschläge, die in Brüssel offensichtlich nicht einmal ernst genommen werden, stehen intern politisch auf ganz gebrechlichen Beinchen. Sie gehen massgeblichen Akteuren bereits viel zu weit. So hat die skeptische FDP ein knappes Dutzend «roter Linien» markiert, die in den Verhandlungen mit den EU-Leuten keinesfalls überschritten werden dürfen. Explizit lehnt die FDP jeden «Automa-



Position der EU



Position der Schweiz

Rolle der EU-Kommission

Überwachung der «bilateralen» Abkommen («supervise») mit expliziten Kompetenzen für eigene Untersuchungen und Entscheidungen («specific powers»).

Kein Vorrang der Kommission.

Kompetenz des Europäischen Gerichtshofs (EuGH)

«Imperative», bei Streitigkeiten endgültige, bindende Urteile, die von der Schweiz umgehend umgesetzt werden müssen.

Nur «autoritative» Beschlüsse im Sinne von «Leitlinien», die von der Schweiz nach eigenen Regeln angewendet werden können.

Kompetenzen des Bundesgerichts und des Parlaments

Keine mehr.

«Schweizerische» Umsetzung der «Gutachten» oder «Leitlinien» des EuGH.

Rechtsübernahme durch die Schweiz

Automatisch, sogar rückwirkend.

Nur zukünftiges, bilateral vereinbartes Recht.

Zahlungen in EU-Kasse

Langfristiger, d.h. automatischer Finanzierungsmechanismus für den Kohäsionsfonds (keine Zahlen).

Kein Automatismus; Schweiz hat punktuell 1,3 Milliarden Franken bezahlt.

Entscheidungsfindung

Analog zum EWR (nur Mitsprache der Schweiz, keine Mitentscheidung).

Gleichwertige Partnerschaft.

Freihandelsabkommen von 1972

Fällt auch unter den institutionellen Rahmen, also unter EU-Recht.

Wird nicht tangiert.



Unversöhnlicher Widerspruch: Aussenminister Burkhalter.

tismus der Übernahme von EU-Recht» ab; in allen Fällen müsse das Volk das letzte Wort haben. Bleiben die Freisinnigen für einmal konsequent, so sind die Verhandlungen ihres allzu aktivistischen Bundesrats bereits beendet.

«Verhandlungen sistieren»

Der Schweizerische Gewerbeverband (SGV), Wahrer der KMU-Interessen, lehnt die Pläne des Bundesrats sogar rundweg ab, wie Präsident Jean-François Rime (SVP) und Direktor Hans-Ulrich Bigler (FDP) der Landesregierung Ende letzten Jahres schriftlich mitgeteilt haben: «Der SGV bedauert aus staatspolitischer Sicht insbesondere, dass die Grundsätze des Bundesrates die Souveränität der Schweiz ebenso schwächen wie auch die Rechtssicherheit für KMU in Frage stellen würden.»

Nicht wesentlich skeptischer äusserte sich der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse in seiner Eingabe vom 16. Dezember 2013, die mit einer lauwarmen «Unterstützung der Weiterentwicklung des Bilateralismus» beginnt und in einer Liste von sechs absoluten Vorbehalten



Ablehnung: KMU-Vertreter Rime (SVP) ...



... und Hans-Ulrich Bigler (FDP).

endet, im Brief als «kritische Redlines» bezeichnet. Die international tätige Wirtschaft lehnt insbesondere die «generelle Überwachung der Schweiz durch die EU» kategorisch ab, ebenso die «steuerpolitische» Einmischung der Brüsseler Administration in schweizerisch-kantonale Angelegenheiten und desgleichen die Verpflichtung zur automatischen Übernahme künftigen EU-Rechts.

Den Wirtschaftsführern war offensichtlich bewusst, dass die Interessen der Schweiz und die der EU nicht vereinbar sein werden. Darum schliessen sie ihre Eingabe an den Bundesrat mit der deutlichen Aufforderung: «Insgesamt muss Klarheit darüber bestehen, was geschieht, sollten die im Mandat enthaltenen Redlines im Verhandlungsprozess nicht eingehalten werden können. In einer solchen Situation sind die Verhandlungen aus unserer Sicht zu einem möglichst frühen Zeitpunkt zu sistieren, bevor für die Schweiz in der EU ein politischer Schaden entsteht.»

Dieser Punkt ist nun ohne jeden Zweifel erreicht. ○

Was, wenn die EU der Schweiz kündigt?

Durch das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative ist das Freizügigkeitsabkommen mit der EU in Frage gestellt und mit ihm die Bilateralen I. Wie gross ist das Schadenspotenzial für die Schweiz?

Von Florian Schwab



Das Rahmenabkommen zur Forschungszusammenarbeit ist ausgelaufen.



Schweizer Bauern können einfacher in die EU exportieren.



Das Luftverkehrsabkommen liegt in beiderseitigem Interesse.



Gegen Zolldiskriminierung schützt die Welthandelsorganisation.

Am Dienstag hat der Bundesrat bei der Europäischen Union ein Revisionsbegehren zum Freizügigkeitsabkommen (FZA) eingereicht. Die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) der SVP, so argumentierten die Gegner bereits im Abstimmungskampf, sei mit dem FZA unvereinbar. Im Auftrag des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse hatte die Genfer Professorin Christine Kaddous zu dieser Frage extra ein Gutachten erstellt, das die Unvereinbarkeit bestätigte.

«Ein kluges Vorgehen»

Ein halbes Jahr später verlangen plötzlich die Initiativgegner aus Wirtschaftskreisen eine personenfreizügigkeitskonforme Umsetzung der MEI. «Rettet die Bilateralen!», so der Aufruf des Avenir-Suisse-Ökonomen Rudolf Walser in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Es sei klar, dass die MEI mit der Personenfreizügigkeit kollidiere,

«wenn dabei nicht klug vorgegangen wird». Ein «kluges Vorgehen» hatte die Denkfabrik zuvor vorgeschlagen: zehnjährige Migrationssalden statt jährlicher Kontingente – dies, obwohl die Initiative ausdrücklich von jährlichen Kontingenten spricht. Walser argumentiert weiter, dass man einer grossen europapolitischen Abstimmung aus dem Weg gehen sollte und das bestehende Regime der Bilateralen I unbedingt verteidigen müsse. Ähnlich äusserte sich Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer jüngst in einem Interview mit der *Basler Zeitung*: Die Umsetzung müsse «so nahe wie möglich am heutigen Freizügigkeitsabkommen gesucht» werden, um den «bilateralen Weg nicht zu gefährden».

In seinen Augen hat der Bundesrat die falsche Strategie gewählt: Die jetzigen Pläne des Bundesrates «erleichtern die Verhandlungen nicht». Falls die Verhandlungen mit der EU scheitern, dann zieht das Schreckgespenst der

Guillotineklausel herauf, also die gleichzeitige Kündigung aller sieben Abkommen, welche die Bilateralen I ausmachen. «Was genau bei einem Wegfall passieren würde, kann heute niemand sagen», sagt Karrer. Er rechnet damit, dass Firmen ins Ausland abwandern, um von dort aus den EU-Markt besser bedienen zu können. «Alle Verträge sind aus unserer Sicht wichtig», meint der Economiesuisse-Präsident.

Dieser Darstellung widerspricht alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP): Die Bilateralen I seien «bei ganzheitlicher Betrachtung eher im Interesse der Europäischen Union». Zu einer Aktivierung der Guillotineklausel komme es nur, wenn eine Vertragspartei dies wolle, und es sei schwer vorstellbar, dass die EU ein Vertragspaket kündige, von dem sie unter dem Strich profitiere, sagt er zur *Weltwoche*.

Was ist richtig und wahrscheinlich? Eine Analyse der einzelnen Verträge, welche das

Vertragswerk Bilaterale I ausmachen, zeigt folgende Interessenlage:

— Das **Freizügigkeitsabkommen**, so hat es das Schweizer Stimmvolk entschieden, ist in seiner jetzigen Form nicht im Interesse der Schweiz und muss daher neu ausgehandelt werden. Die starke Zuwanderung aus dem EU-Raum hat zu Problemen geführt. Dieses Abkommen ist das eigentliche Herzstück der Bilateralen I, das die Schweizer Souveränität am stärksten tangiert und daher ein grosses Zugeständnis an die EU darstellt, das sich auf die Dauer als nicht mehrheitsfähig erwiesen hat.

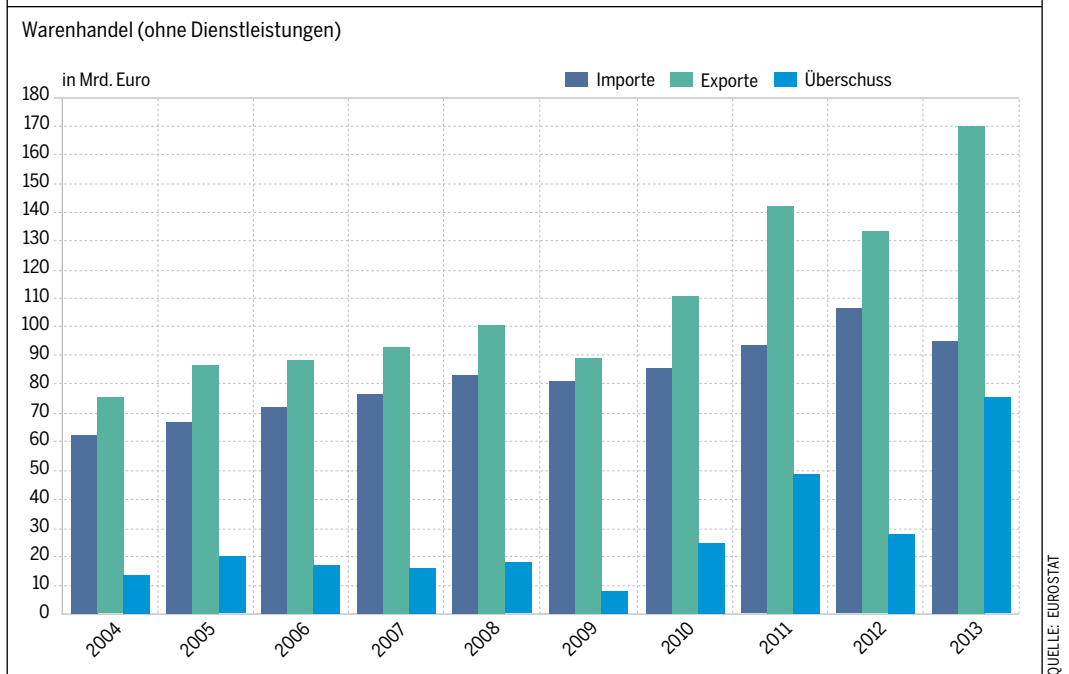
— Ebenfalls im überwiegenden Interesse der Europäischen Union ist das **Landverkehrsabkommen**. Die Nord-Süd-Achse ist eine wichtige Handelsroute. Die Transporte der Schweizer Camionneure im EU-Raum sind vergleichsweise unbedeutend. Die Europäische Union ist darauf angewiesen, diese Route offenzuhalten, was bei einer Kündigung der Bilateralen I nicht mehr automatisch gewährleistet wäre.

— Das **Luftverkehrsabkommen** ist in beiderseitigem Interesse. Ein Ausschluss der Schweiz vom europäischen Luftraum würde die Flugverbindungen in die und über der Schweiz erschweren. Allerdings war das Abkommen zum Zeitpunkt der Inkraftsetzung für die Schweiz deutlich wichtiger als heute: Es regelt im Wesentlichen die Gleichberechtigung der europäischen und schweizerischen Fluggesellschaften – damals existierte mit der Swiss noch eine grosse Schweizer Fluggesellschaft. Heute gehört die Swiss der deutschen Lufthansa. Der Schweizer Diplomat Franz Blankart führte im Zusammenhang mit dem Fluglärmstreit mit Deutschland aus, dass das Abkommen eben nur die Gleichberechtigung der Fluggesellschaften, nicht aber der Flughäfen gewährleiste.

— Das **Abkommen über den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen** bietet für beide Seiten Vorteile. Den Exporteuren in der EU wurde namentlich die Einfuhr von Käse erleichtert, während Schweizer Bauern andere Produkte einfacher in die EU exportieren können.

— Aus Wirtschaftskreisen wird häufig auf das Abkommen zum **Abbau technischer Handelshemmnisse** hingewiesen. Die Logik dabei: Heute wird Marktabschottung im Wesentlichen über Normen und Industriestandards betrieben, nicht über Zölle. Gegen Zolldiskriminierung schützen die Regelungen der Welthandelsorganisation wie auch das Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU, das nicht Teil der Bilateralen ist. Technische Handelshemmnisse erschweren Exporte in die EU, da eine Zulassung in der Schweiz nicht mehr die gleichzeitige Zulassung in der EU und umgekehrt bedeuten würde. Allerdings sind mit dem Abkommen auch Nachteile für die Schweiz verbunden. So muss sie auf breiter Front ihre Normen an die EU angleichen, was oftmals überbordende Bürokratie und eine hohe Regulierungsdichte mit sich bringt.

Handelsbilanz mit der Schweiz aus EU-Sicht (2004–2013)



Christoph Blocher, der als Chemieunternehmer 96 Prozent seiner Produkte exportierte und sich dabei ausschliesslich im Bereich zertifizierter Güter bewegte, hält das Problem im Falle eines Wegfalls der Bilateralen für überschaubar: «Die Unternehmen würden selbst aktiv und sich in der EU um die Einhaltung der dortigen Normen bemühen.»

— **Bestimmte Aspekte des öffentlichen Beschaffungswesens** wurden in einem weiteren bilateralen Abkommen geregelt. Auch hier halten sich nach übereinstimmender Einschätzung mehrerer Unternehmer die Vor- und Nachteile für Schweizer Firmen in etwa die Waage.

— Die grössten Kontroversen nach der Annahme der MEI sind im Bereich Forschung entstanden. Das **Rahmenabkommen zur Forschungszusammenarbeit** war ursprünglich ebenfalls Teil der Bilateralen I, aber mittlerweile sind die darin geregelten Forschungsprogramme ausgelaufen, so dass die EU trotz vorhandenem Abkommen Strafmassnahmen ergreifen konnte. Die Diskussion zeigte aber, dass die Behauptung, laut der die Schweiz finanziell profitiert, nicht haltbar ist und dass im Bereich der EU-Forschungsprogramme viele Ressourcen für ideologisch aufgeladene und offensichtlich sinnlose Bildungsangebote verwendet werden.

Ökonomische Erkenntnisse zu den Auswirkungen der Bilateralen I auf die Schweizer Wirtschaft gibt es kaum. Solche Untersuchungen sind auch schwer anzustellen, da niemand weiss, wie sich die Schweizer Wirtschaft ohne Bilaterale entwickelt hätte. Trotzdem unternahm die Konjunkturforschungsstelle der ETH unter Professor Jan-Egbert Sturm im Jahr 2008 den Versuch, die Wirkung der Bilateralen seit ihrem Inkrafttreten im Juni 2002 zu durchleuchten. Sie stellte die tatsächliche wirtschaftliche Entwicklung mit den Bilatera-

len den Simulationsergebnissen, ausgehend vom Jahr 2002 (ohne Bilaterale), entgegen. Zwar beobachteten die Forscher positive Effekte auf das Bruttoinlandprodukt – pro Kopf der Bevölkerung gerechnet waren diese allerdings minimal. Einen positiven Effekt auf die langfristigen Wachstumsperspektiven der Schweiz, den sogenannten Wachstumspfad, fand man dagegen nicht.

Was ist das Dogma wert?

Die Interessenlage ist also keineswegs so eindeutig, wie Heinz Karrer und Avenir Suisse glauben machen wollen. Die EU würde sich mit der Anrufung der Guillotineklausel ins eigene Fleisch schneiden. Nun ist nicht auszuschliessen, dass ihr das politische Dogma der Personenfreizügigkeit so viel wert ist, dass sie bereit ist, dies in Kauf zu nehmen. Dieses Szenario würde dann in eine Art Wirtschaftskrieg münden. Es ist aber unwahrscheinlich, dass es so weit kommt.

Die Schweiz ist zunächst einmal der zweitgrösste Exportmarkt für die EU. Obenstehende Grafik zeigt die Güterexporte aus der EU in die Schweiz und umgekehrt. Aus dem EU-Raum wurden letztes Jahr Güter im Wert von 170 Milliarden Euro in die Schweiz exportiert, während die Schweizer Exporte in die EU nur 94 Milliarden Euro ausmachten. Ob die in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckenden EU-Länder tatsächlich ihren zweitgrössten Kunden vergraulen wollen? Zudem gilt es zu beachten, dass die Entscheide der EU am Schluss von den Mitgliedstaaten getroffen werden und beispielsweise die deutsche Exportindustrie ihre Interessen auch politisch zu vertreten weiss. Sollte die EU trotz allem einen Wirtschaftskrieg vom Zaun brechen, dann hält die Schweiz das aus, davon ist Blocher überzeugt. ○

«Ich weiss, ich störe»

Saïda Keller-Messahli ist die bekannteste Islamismus-Kritikerin der Schweiz. Mutig kämpft sie gegen radikale Glaubensgenossen.

Von Wolfgang Koydl und Andrea Diglas (Bild)

Offen gesagt: Die Frau kann ganz schön nerven, und es gibt Leute, die ihre Augen verdrehen, wenn sie schon wieder in eine Kamera spricht. Denn wann immer in der Schweiz über den Islam geredet, debattiert oder gestritten wird – und das geschieht von Jahr zu Jahr immer häufiger –, steht sie auf und gibt ihren Senf dazu. Egal, ob es um Kopftücher geht oder Burkas, um Zwangsehen, Salafisten oder junge Schweizer, die in den Dschihad nach Syrien oder in den Irak ziehen, die bekannteste Islamkritikerin des Landes funkt auf allen Kanälen – online, Fernsehen, Print, vom *Blick* über die *NZZ* bis hin zum «Club».

Meist funkt Saïda Keller-Messahli dazwischen, und es sind nicht nur hartgesottene Islamisten, die nicht gerne hören, was die 57-Jährige sagt. Sie mahnt und warnt vor den Gefahren, die von einem radikalen und fundamentalistischen Islam für unsere Gesellschaft und für ihre Freiheiten ausgehen, und damit stört sie den wohligen, aber fatalen Selbstbetrug vieler Eidgenossen, die in Verkennung der Realität glauben, dass jede Art kultureller und religiöser Vielfalt per se gut und eine Bereicherung der Gesellschaft sei.

«Ich weiss, dass ich störe», sagt Keller-Messahli und lächelt fast ein wenig entschuldigend. «Aber wenn man etwas hinterfragt, dann stört man immer, und wenn ich nicht störe, wer tut es dann? Die wenigsten Leute haben den Mut zu stören, weil sie die Konsequenzen fürchten. Wer will sich schon exponieren?»

«Die andere Seite schläft nicht»

In ihrem Falle gehen diese Konsequenzen mitunter bis zu Morddrohungen. Wer sich mit dem radikalen Islam anlegt, muss wissen, welches persönliche Risiko auch für Leib und Leben er damit eingeht. «Die andere Seite schläft nicht, sie ist im Netz aktiv, und sie beobachtet uns ganz genau», sagt sie. Die ganze Welt weiss von den Treibjagden, die auf den britischen Schriftsteller Salman Rushdie, die somalische Menschenrechtlerin Ayaan Hirsi Ali oder die Mohammed-Karikaturisten der dänischen Zeitung *Jyllands-Posten* veranstaltet wurden. Die Ängste indes, die Saïda Keller-Messahli zuweilen ausstehen muss, bleiben meist ganz privat.

«Es ist eine sehr eigenartige Erfahrung», sagt sie selbst mit landestypischer Zurückhaltung zu den Drohungen, die sie «via Mail, Handy oder Telefon» erhalten hat. «Ich lebe seit über dreissig Jahren in Zürich und habe mich hier immer sicher gefühlt, auch wenn ich nachts un-

terwegs war. Dieses Gefühl ist nun erschüttert.» Wer sich die Mühe macht, einschlägige Websites oder Facebook-Einträge aufzusuchen, wird schnell feststellen, dass die unscheinbare Frau bei einigen Hardcore-Fundamentalisten blinden Hass auslöst.

Wie eine Frau, die um jeden Preis den Konflikt oder die Gefahr sucht, sieht Saïda Keller-Messahli freilich nicht aus. Elegante Kurzhaarfrisur, vernünftige Absätze an den Stiefeletten, eine schwarze Hose und als einziges modisches Zugeständnis eine leuchtend bunt geblümete Bluse – so stellt man sich eine Lehrerin an einer Kantonsschule vor, was Keller-Messahli auch jahrelang war. Bis vor kurzem unterrichtete sie Französisch, doch nun hat sie das Lehramt an den Nagel gehängt. Sie braucht mehr Zeit für ihre politische Arbeit und für ihre Organisation, das 2004 gegründete Forum für einen fortschrittlichen Islam.

Gerade jetzt hat sie sich wieder einmal eingemischt. Ihr war aufgefallen, dass sich die Moschee in Embrach ZH den Namen el-Furkan gegeben hatte. Im Gegensatz zu den Behörden

«Im Namen der Toleranz hat man gewisse Milieus nicht kritisch genug angeschaut.»

schrillten bei Keller-Messahli alle Alarmglocken. Eigentlich ist es ein unverfänglicher Name. Im Arabischen bezeichnet das Wort *furqan* einen Gegensatz und damit eine Wahl, wie etwa jene zwischen Gut und Böse, wie sie jedem Menschen in jeder Religion abverlangt wird. Doch der Zürcher Islamkennerin, die sich täglich durch unzählige Blogs und Websites aus der islamischen Welt quält, war nicht entgangen, dass ein Verein mit dem Namen el-Furkan in Deutschland vom Verfassungsschutz beobachtet wird, weil er wohl junge Muslime für den Einsatz im Irak oder in Syrien anwirbt. «Der Name war einfach verräterisch», so Keller-Messahli. «Ich glaube, dass sich el-Furkan über Embrach in der Schweiz installieren möchte.»

Ihr lautstarker Protest hatte immerhin zur Folge, dass sich die Behörden mit den Betreibern der Moschee zusammensetzten. Dann gaben sie Entwarnung. «Nicht gefährlich», urteilte Gemeindepräsident Erhard Büchi nach einem runden Tisch. Keller-Messahli hingegen bleibt skeptisch: «Mein Wunsch ist es, dass nicht naiv alles Erzählte geglaubt wird, sondern dass kritisch hingeschaut wird.»

Wenn sie den westlichen Gesellschaften einen Vorwurf macht, dann ist es der, dass sie die Gefahr des radikalen Islam viel zu lange ignoriert hätten. «Heute nehmen wir sie schon ernst», gibt sie zu, «aber leider viel zu spät.» «Gutgläubig» sei man oft gewesen, die Augen habe man fest zugezückt: «Im Namen von Toleranz und Religionsfreiheit hat man gewisse Milieus nicht kritisch genug angeschaut.» Keller-Messahli will jedenfalls verhindern, dass es in der Schweiz so weit kommt wie in Grossbritannien, wo unlängst herauskam, dass radikale Muslimorganisationen in Birmingham staatliche Schulen übernommen und islamistisch umgepolt haben – vom Lehrkörper bis zum Lehrplan.

Dass sich die Mutter zweier erwachsener Söhne einmal derart leidenschaftlich politisch engagieren würde, hätte sie sich nicht träumen lassen. Sie kam 1957 als fünftes von insgesamt acht Geschwistern in einer armen Landarbeiterfamilie in Tunesien zur Welt – im selben Jahr, in dem der Gründerpräsident Habib Bourguiba das Land als laizistische Republik ausrief. Ihr genauer Geburtstag wurde, wie damals üblich, nicht registriert. Später trug ihr Vater den Geburtstag der Republik als den der Tochter ein.

Als erstes Land die Scharia abgeschafft

Am Beispiel Tunesiens lässt sich trefflich der Wandel vom modernen, weltoffenen, toleranten und säkularen Staat zu einem Gemeinwesen beobachten, in dem Frauen weggesperrt oder mit Tüchern zugehängt werden und archaische religiöse Vorstellungen Gesetzeskraft erlangen. Dieser Wandel hat sich rasend schnell vollzogen, während einer einzigen Lebensspanne. Die Republik Tunesien, in die Keller-Messahli hineingeboren wurde, hatte die Gleichberechtigung der Geschlechter bei Eheschliessung, Scheidung oder Sorgerecht in der Verfassung festgeschrieben. Als erstes islamisches Land hatte man die Scharia, das islamische Strafrecht, als eine der Quellen der Rechtsprechung abgeschafft. In ihrer Kleidung orientierten sich die Tunesierinnen an Paris und nicht an Kabul oder Riad. Kopftücher trugen bestenfalls alte Frauen auf dem Dorf. Schleier sah man so gut wie nie.

Heute, nach den Umwälzungen des arabischen Frühlings, flanieren Frauen mit dem Nikab, dem Gesichtsschleier, durch die Strassen von Tunis, und eine islamistische Partei ist stärkste politische Kraft. Erst seit Februar dieses Jahres hat das Land wieder eine liberale Verfassung, die mit dem Grundgesetz von 1957 ver-



«Den Schleier zerreißen»: Saïda Keller-Messahli.



«Generelles Unbehagen gegenüber der Konsumgesellschaft»: verhüllte Frauen in Genf.

gleichbar ist. Dennoch befürchtet Saïda Keller-Messahli, dass ihre Heimat noch immer abkippen könnte in eine Art von Gottesstaat.

Damals war bei ihr daheim im Dorf Religion nie ein Thema. «Sie gehörte organisch dazu, man machte nicht viel Aufhebens davon», erinnert sie sich. Das war genauso bei der protestantischen Pflegefamilie in Grindelwald, in die sie als Achtjährige durch Vermittlung der Hilfsorganisation Terre des hommes gekommen war. Ihr Vater war erblindet, und wenn das Geld

«Der Islam ist krank, und nach dem 11. September hat sich die Krankheit verschlimmert.»

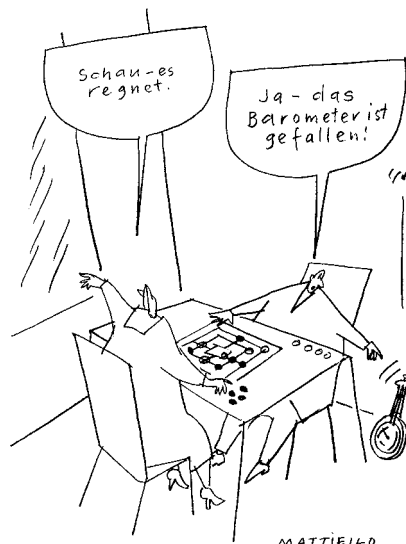
schon immer knapp gewesen war, wurde die ökonomische Lage der Familie nun prekär. Leicht war die Trennung für ein kleines Mädchen sicher nicht. Es waren nicht nur die hohen Berge, welche die junge Saïda anfangs erschreckten. Zum Heimweh gesellten sich Sprachprobleme. Die Pflegemutter kannte ein paar Brocken Französisch, ansonsten war man auf Gestik und Mimik angewiesen.

Fünf Jahre später liessen sich die Pflegeeltern scheiden, und Saïda kehrte nach Tunesien zurück – mit einem Ziel: Geld verdienen und zurück in die Schweiz, um zu studieren. Das Geld verdiente sie unter anderem als Flugbegleiterin bei der saudischen Fluggesellschaft Saudia, und hier schärfte sich Keller-Messahlis Blick auf Heuchelei und Verlogenheit im strikten wahabitischen Islam saudischer Provenienz. «Die weiblichen, nichtsaudischen Angestellten waren alle in einem *compound* in Dschidda untergebracht, in dem die strikten Regeln nicht galten, denen sich Frauen in Saudi-Arabien unterwer-

fen müssen», erzählt sie. «Aber wir konnten unsere männlichen saudischen Kollegen beobachten, die ungeniert Alkohol tranken und mit Gin und Whisky die Zöllner bestachen.»

Anfangs hakte sie diese und ähnliche Beobachtungen mit einem Schulterzucken ab. Sie hatte Wichtigeres zu tun: Ende der siebziger Jahre kam Saïda nach Zürich, studierte zunächst Jura («weil ich dachte, damit zur Gerechtigkeit auf der Welt beitragen zu können»), dann französische und englische Literatur und Filmwissenschaft. Sie lernte ihren Mann, einen angesehenen Psychoanalytiker, kennen, der vor einigen Jahren nach schwerer Krankheit gestorben ist. Sie heiratete, bekam Kinder, gründete eine Familie – ein ganz normales Leben als Schweizerin unter Schweizern.

Bis ihr ein Buch in die Hand fiel, das ihr, wie sie selbst sagt, die Augen öffnete: «La maladie de l'Islam» des französisch-tunesischen Sorbonne-Professors Abdelwahab Meddeb.



«Mir wurde plötzlich klar, dass die islamische Welt den Anschluss an die zivilisierte Welt verloren hatte», gesteht Keller-Messahli und zitiert eine Statistik, nach der alle 23 islamischen Staaten der Welt gemeinsam gerade einmal so viele Bücher pro Jahr herausgeben wie Spanien alleine. «Der Islam ist krank, und nach dem 11. September hat sich die Krankheit verschlimmert», glaubt sie. «Seitdem können die Dschihadis das Gefühl der Ungerechtigkeit, das in der muslimischen Welt verbreitet ist, noch besser bedienen, das Gefühl, vom Westen ungerecht behandelt worden zu sein, von jenem Westen, dessen Freiheiten ihnen Angst machen.»

Keine politischen Utopien mehr

Was aber erklärt die Attraktivität der Hassprediger? Warum fühlen sich gerade junge Männer – und zunehmend auch Frauen – aus sogenannten gutem Haus im wohlhabenden und freiheitlichen Westen von ihnen derart angezogen, dass sie ihr sicheres Leben in Leeds, Lyon, Leipzig oder Luzern hinter sich lassen und für eine krude, menschenfeindliche Ideologie den Kopf hinhalten? «Es sind im Prinzip dieselben Gründe wie bei anderen Menschen in anderen Gesellschaften und Kulturkreisen auch», meint Keller-Messahli. «Ein generelles Unbehagen gegenüber der Konsumgesellschaft, die einerseits nichts als Wachstum predigt und andererseits Werte zerstört und den Menschen letztlich zur Ware macht.»

In ihrer Konsumwelt, glaubt Keller-Messahli, sehen diese jungen Leute nichts mehr, für das es sich zu kämpfen lohnt. Sie träumen nicht mehr von politischen Utopien, sie haben keine erstrebenswerten Ziele jenseits der nächsten iPhone-Generation. «Und dann kommen diese Dschihadisten daher und erklären ihnen die Welt ganz einfach: Es gibt Gutes, und es gibt Böses, und ihr kämpft für das Gute – sogar noch mit dem ausdrücklichen Segen Gottes.»

So gesehen wird es wohl noch dauern, bis sich Saïda Keller-Messahlis Traum von einem toleranten, progressiven, weltoffenen Islam erfüllt. Denn der Trend geht in die andere Richtung, hin zum Alten, vermeintlich Bewährten. Nicht nur bei Muslimen, sondern auch bei amerikanischen Protestanten und russischen Orthodoxen. Dennoch kämpft sie weiter, wobei sie selbst «eigentlich nicht wirklich weiss», warum sie sich das antut. «Ich weiss nur, dass ich es nicht lassen kann», fügt sie trocken hinzu. «Mir lag schon immer viel an der Res publica.»

Und dann gibt es auch private Erfolgserlebnisse, wie unlängst in einer Bäckerei in Zürich, als die Verkäuferin sie auf Arabisch ansprach und ihr gratulierte für ihren Einsatz für die Rechte der Frauen im Islam: «Du sprichst mir aus dem Herzen, mach weiter so.»

Dafür, sagt sie, lohne es sich zu kämpfen. Auch wenn man einigen damit manchmal auf die Nerven gehe. ○

Vier Chancen

Nach einer blutigen Attacke wurde der Kosovare Liridon S. verhaftet. Dennoch konnte er munter weiterdelinquieren, die Schaffhauser Jugendanwaltschaft liess ihn gewähren. Erst als er weitere Male in Untersuchungshaft sass, griffen die Behörden durch. *Von Christoph Landolt*

Kürzlich berichtete die *Weltwoche* (Nr. 18/14) über Bernhard Wenger, der vor drei Jahren, am 3. April 2011, vor einem Zürcher Klub zusammengeschlagen worden war. Obwohl der Täter, der damals siebzehnjährige Liridon S., gefasst werden konnte, wurde die Opferfamilie vom verantwortlichen Jugendanwalt immer wieder abgewimmelt, getröstet und ignoriert. Die Wengers gingen deshalb davon aus, dass schlicht nichts passiert und der kosovarische Schläger auf freiem Fuss sei.

Der Mann, der die Betroffenen hinhielt, Peter Möller, Leitender Jugendanwalt des Kantons Schaffhausen, wies dies weit von sich. «Dieser Eindruck ist nicht zutreffend», schrieb Möller auf Anfrage. Er habe «bereits zu einem frühen Zeitpunkt des Verfahrens» vorsorglich jugendstrafrechtliche Schutzmassnahmen angeordnet. Der jugendliche Beschuldigte sei «derzeit immer noch in einer Institution untergebracht», so der Jugendanwalt. Doch Möller liess viel Zeit verstreichen, bis er handelte.

Als Liridon S. von hinten mit dem Fuss gegen Bernhard Wengers Gesicht trat und diesem einen Zahn rausschlug, wusste er bereits, wie eine Zelle von innen aussieht. Er war von der Polizei nämlich bereits ein gutes halbes Jahr zuvor, am 5. August 2010, ein erstes Mal in Untersuchungshaft gesteckt worden.

Mit Sturmhauben

Am 16. Juni 2011, also zwei Monate nach der Attacke auf Wenger, wurde der kosovarische Werkschüler im Jugendheim Erlenhof in Reinach BL untergebracht. Diese Massnahme – das zeigt die Rekonstruktion der Ereignisse im Fall Liridon S. – war nicht scharf genug. Bereits am 9. September landete der damals Siebzehnjährige ein drittes Mal in U-Haft. Weitere zwei Monate später, am 9. November, folgte das vierte Mal.

Was genau zur Verhaftung von Liridon S. geführt hat, ist unbekannt. Der *Weltwoche* liegt eine Anklageschrift vor, laut der ihm ein ganzer Katalog von Delikten vorgeworfen wird: versuchte schwere Körperverletzung, mehrfacher Raub, mehrfacher Diebstahl, Hausfriedensbruch, Fahren ohne Berechtigung, Tötlichkeiten, mehrfache Übertretung des Betäubungsmittelgesetzes. Sicher ist, dass das Schweizer Jugendstrafrecht den Zögling wenig beeindruckte. Er delinquierte munter weiter.

Am 4. Dezember 2011 um 0.45 Uhr passten S. und seine Kumpane beim Winterthurer Neumarkt zwei junge Männer ab, die nach der



Nicht scharf genug: Jugendanwalt Möller.



«Gegen eine Wand»: Bernhard Wenger, Vater.

Kino-Nachtvorstellung auf dem Heimweg waren. «Sie umringten uns und drängten uns gegen eine Wand», erzählt Claudio Fuchs*, eines der Opfer. Die Täter hätten Geld gewollt. «Sie haben ihre Gesichter mit Sturmhauben maskiert.»

Am 25. Dezember 2011 kurz vor Mitternacht, ebenfalls in Winterthur, wurde der 19-jährige Damian Solenthaler* von einer Gruppe um Liridon S. um Kleingeld gebeten. Als er das Portemonnaie hervornahm, griffen die Jugendlichen danach. Der hilfsbereite Solenthaler wehrte sich nicht, aus Angst vor einer Auseinandersetzung. In beiden Fällen konnte die Bande fliehen. Erst im Frühling 2012 wurde der Kosovare, inzwischen 18 Jahre alt, ins Massnahmenzentrum Kalchrain in Hüttwilen TG verlegt, wo er weniger Freiheiten genießt.

Anwalt blockt ab

Hat Jugendanwalt Möller nicht entschlossen genug durchgegriffen? Hätte er Liridon S. früher in eine geschlossene Anstalt stecken müssen? Hätte

Der damals Siebzehnjährige landete ein drittes Mal in Untersuchungshaft.

er dem Zögling nur eine zweite Chance geben sollen? War es angebracht, ihm nicht nur drei, sondern sogar vier Chancen zu geben? Wann wiegt das Sicherheitsinteresse der Öffentlichkeit schwerer als das Recht eines jugendlichen Intensivtäters auf Resozialisierung?

Die Fragen rühren an den Kern des Jugendstrafrechts. Gerne hätte die *Weltwoche* sie mit dem Leitenden Schaffhauser Jugendanwalt diskutiert. Doch Peter Möller blockt ab. Hatte der nebenamtliche SP-Politiker seine Versäumnisse im Umgang mit Bernhard Wenger noch persönlich eingestanden, wird die Anfrage nun vom Ersten Staatsanwalt Peter Sticher beantwortet. Sticher sagt: nichts. Gemäss Jugendstrafprozessordnung sei das Jugendstrafverfahren nicht öffentlich, so seine Begründung.

Im Jugendstrafgesetz ist zwar festgehalten, dass Gerichtsverhandlungen öffentlich sind, «wenn das öffentliche Interesse es erfordert». Diese Bedingung sehen die Schaffhauser Behörden offensichtlich aber nicht erfüllt. Das ist bedauerlich, denn der Fall Liridon S. ist eine der seltenen Gelegenheiten, Einblick in die sorgsam abgeschottete Welt des Jugendstrafrechts zu erhalten. Das durch den Fall «Carlos» geweckte Interesse ist noch nicht abgeebbt. Indem sie weiter hinter verschlossenen Türen waltet, bestätigt die Justiz das verbreitete Vorurteil, dass sie Entscheidungen trifft, die vielen Bürgern nicht mehr zu vermitteln sind.

*Namen geändert

Rumoren im Elefantenstadl

Offenbaren die flapsigen Sprüche von Nationalrat Toni Bortoluzzi über Schwule, Akademiker und Frauen einen ernsthaften Streit innerhalb der SVP? Auguren sprechen von einem Generationenkonflikt. An dieser These ist etwas dran – aber anders, als man denkt. *Von Alex Baur*

Es war ein Festival der Heuchelei. Angefangen hat es vor drei Wochen mit einem über alle Kanäle angekündigten Artikel des *Beobachters*. Das Blatt hatte Nationalrat Toni Bortoluzzi ein paar flapsige bis bissige Sprüche zur Schwulen-Ehe entlockt, machte diese plakativ auf – um sich hernach über dieselben Sprüche zu empören. Seither rumort und brodelt es um Bortoluzzi. Und der denkt nicht daran, auch nur ein Wort zurückzunehmen. Im Gegenteil. Letzte Woche setzte er mit ungehörigen Aussagen über Frauen und Akademiker gleich noch eins drauf. Das war nun selbst einigen Exponenten der Zürcher SVP zu viel – vor allem jenen, die sich angesprochen fühlten.

«Einfach nur peinlich», giftelte Parteikollegin Natalie Rickli. «Er ist nicht mehr zurechnungsfähig», schimpfte Barbara Steinemann, die designierte Nachfolgerin von Bortoluzzi im Nationalrat. «Seine Zeit ist abgelaufen», diktierte Alfred Heer, Präsident der Zürcher SVP, den Berichterstatern. Und diese schlürften die kernigen Zitate natürlich auf wie Honig. Ein offener Knatsch unter Parteikollegen, das ist für jeden Journalisten eine Bescherung. Und manch einer bekundete seine tiefe Besorgnis um den Zustand der Volkspartei.

«Es gehört zu den Regeln der Politik, dass man Kritik an Parteikollegen nicht in den Medien ausbreitet», tadelte Francesco Benini in der *NZZ am Sonntag*. Solche Dinge, meinte er scheinheilig, bereinige man diskret unter sich – um dann ebendiese Dinge genüsslich auszubreiten. In der Zürcher SVP, so die Diagnose, sei ein Generationenwandel im Gange. Die «Dinosaurier» um Christoph Blocher blieben an ihren Sesseln kleben und versperrten dem Nachwuchs den Platz an der Sonne.

Im Fall von Toni Bortoluzzi kam es bereits 2012 zu einem gehässigen öffentlichen Schlagabtausch mit Gregor Rutz und Christoph Mörgeli um die sogenannte Ärzte-Vorlage (Managed Care), die durchaus das Potenzial eines grundsätzlichen Richtungskampfs in sich barg. Der kompromissorientierte Bortoluzzi ging als Verlierer aus dem parteiinternen Showdown gegen die ordnungspolitischen Hardliner um Rutz und Mörgeli hervor.

Bortoluzzi liess seinem Ärger freien Lauf: «Ich bin ein Elefant, ich bin nachtragend, man hat mich verletzt.» Das waren deutliche Worte, wie man sie in der Politik selten hört. Trotz kündete er an, entgegen früheren Ankündigungen die Legislatur doch noch zu beenden, eventuell werde er sogar erneut antreten. Nach

dem Rücktritt von Parteiübergänger Christoph Blocher aus dem Nationalrat im letzten Frühling, so schwant vielen Beobachtern, sei der Konflikt nun offen ausgebrochen.

Blochers ergraute Kampftruppe

Der Generationenwechsel in der Zürcher SVP ist eine Tatsache. Und solche Verlagerungen, wie sie zurzeit auch die Sozialdemokraten erleben, gehen nicht ohne Nebengeräusche über die Bühne. Die erste Generation unter Blochers Kampftruppe, die in den 1990er Jahren die Neuorientierung der Volkspartei auf nationaler Ebene anführte, ist in die Jahre ge-

kommen. Altgediente Schlachtrösser wie Ulrich Schlüer (69, abgewählt), Hans Kaufmann (66, Rücktritt nach Infarkt) und Bruno Zuppiger (62, Finanzskandal) mussten das Feld räumen. Die Sitze der verbliebenen Veteranen Ernst Schibli (61, zwischendurch abgewählt) und Hans Fehr (67) wackeln.

Vor allem für Fehr, der wegen einer Affäre um eine angeblich illegal beschäftigte Putzfrau unter Beschuss aus den eigenen Reihen geriet, scheinen die Tage gezählt. Als Altersrentner braucht er für eine Wiedernominierung der Partei zwei Drittel der Delegiertenstimmen. Ob er dieses Risiko der Schmach auf



Absage an die Political Correctness: SVP-Nationalrat Bortoluzzi erhält von FDP-Kollege Hans-Peter

sich nimmt, erscheint fraglich. Blocher schaffte das Zweidrittelmehr vor der letzten Wahl zwar locker. Doch Blocher ist eine Kategorie für sich. Er trat seinen Sitz im Nationalrat an den Newcomer Thomas Matter ab, weil er Wichtigeres zu tun habe, wie er sagt.

Bei Toni Bortoluzzi sieht die Sache indes etwas anders aus. Zwar fällt der inzwischen 67-Jährige auch unter das Regime der Altersguillotine. Doch die Delegierten werden es sich dreimal überlegen, ob sie Bortoluzzi wirklich stoppen wollen, so er nächstes Jahr nochmals antreten will. Zu wichtig ist dieser eigensinnige Kopf aus dem Säuliamt für seine Partei. Bei den Parlamentswahlen verzeichnete Bortoluzzi stets gute Resultate. Die oft grenzwertigen Sprüche des Schreiners sind legendär. Er redet in der politischen Arena wie auf der Baustelle. Geschadet hat ihm dies bislang kaum. Im Gegenteil. Seine unverblümete Sprache lässt ihn erst recht authentisch erscheinen. Wem sie zu direkt und ungeschliffen ist, der wählt ohnehin nie SVP.

Ein Münsterchen lieferte Bortoluzzi im Frühling 2001. Er stand in Affoltern am Albis vor Gericht, weil er zusammen mit einem serbischen Kellner den Tierschutz-Fanatiker Erwin Kessler unsanft gestoppt hatte. Kessler wollte nach einer Protestaktion in Bortoluzzis Stammbeiz mit dem Auto fliehen. Mit Bortoluzzis Sackmesser zerstückte der Kellner kurzerhand einen Pneu des Fluchtwagens. Als der Schreibende den Nationalrat am Rande des Prozesses fragte, warum er nicht selber zugestochen habe, erwiderte dieser flugs: «Der Jugo, der kann besser zustechen.»

Der Spruch war natürlich politisch höchst inkorrekt, vielleicht sogar strafbar. Trotzdem wäre es lächerlich gewesen, Bortoluzzi Rassismus vorzuwerfen. Nicht nur, weil er als Sohn eines eingebürgerten Italieners zu den seltenen Secondos in der Schweizer Politik gehört. Bortoluzzi war mit dem «Jugo», so erfuhr man im Prozess beiläufig, bestens befreundet. Solche Freundschaften sind erst recht selten in der Politik.

Ähnlich verschroben war Bortoluzzis famose Zote über die Homosexuellen, bei denen angeb-

lich «ein Hirnappen verkehrt läuft». Der Spruch ist sachlich absurd. Wer beleidigt sein will, mag beleidigt sein, doch Schwulenhass ist etwas anderes. Und vor allem traut das dem *gmögigen* Bortoluzzi keiner, der ihn kennt, zu. Der Spruch war bloss eine Absage an die Political Correctness. Jene, die Bortoluzzi wählen, haben die Message verstanden, die da in etwa lautet: «Homosexuelle sind anders gewickelt als normal Veranlagte, wir müssen deshalb nicht gleich in Ehrfurcht erstarren.» Die meisten Schwulen würden dem nicht widersprechen.

Die Schwulen und die SVP

Die Aufregung legte sich denn auch schnell wieder, zumal sich die Partei wohlweislich distanzierte. Schwule – oft gutverdienende und kinderlose Singles, die unter der Steuerlast ächzen – sind ein nicht unerhebliches Wählersegment der SVP. Während die Schwulenorganisation Pink Cross Bortoluzzi mit einer Prise Ironie zum Ehrenmitglied ernannte, schenkten ihm einige Ratskollegen einen kunstvoll verpackten Waschlappen. Was das genau mit dem Hirnappen zu tun hat, blieb zwar nebulös, doch die Geste spricht für sich: Selbst seine politischen Gegner mögen dem Raubein aus der Werkstatt nicht wirklich böse sein. Dahinter steckt auch Achtung: So ungeschliffen er sich geben mag, im politischen Geschäft ist Toni Bortoluzzi offen, sachlich beschlagen und sattelfest.

Ebendies macht Bortoluzzi so wichtig für seine Partei. Seine Spezialität sind die Sozialversicherungen und das Gesundheitswesen. Lorbeeren sind auf diesem Gebiet, das viel technisches Detailwissen abverlangt, kaum zu holen. Doch für die SVP, die eine ungemein heterogene Wählerschaft anspricht, sind das hochsensible Themen. Für viele Wähler ist es entscheidend, ob sie monatlich fünfzig Franken weniger Rente kriegen oder einen Zwanziger mehr an die Krankenkasse abliefern müssen.

Die saloppen Sprüche des alten Politfuchses, der genau weiss, wie weit er gehen darf, kann man auch nicht leichthin als leere Provokation abtun. Denn oft treffen sie auf simple, aber präzise Art den Kern eines Problems. So auch seine jüngste Polemik über «falsche» Frauen und Akademiker, von denen es nun auch in der SVP zu viele gebe.

Dass die SVP Schwierigkeiten bekundet, politisch aktive Frauen zu finden, welche auch die konservativen Werte der Partei vertreten, ist eine Binsenwahrheit. Zweifellos braucht auch die SVP fähige Juristen, Managerinnen oder Professoren in ihren Reihen. Doch von denen gibt es heute einige. Ungleich schwieriger ist es, einen jungen Fuhrhalter, eine Kindergärtnerin oder eben einen Schreinermeister mit politischem Talent aufzubauen. Doch ohne diese Leute wäre die SVP keine Volkspartei mehr. Wer dies wollte, konnte Bortoluzzis letztlich ziemlich banale Aussage über seine Nachfolge so verstehen. ○



Portmann im Namen aller Fraktionen einen Waschlappen.

«Nie wieder Caritas»

Eine Vermieterin stellt Asylsuchenden eine Wohnung zur Verfügung. Innert weniger Monate sind die Räume ein Sanierungsfall. Trotz langem Kampf mit dem zuständigen Hilfswerk Caritas wird die Besitzerin nur teilweise entschädigt. *Von Alex Reichmuth*

In der Familie von Marianne Gürber* aus dem luzernischen Triengen weiss man, was es bedeutet, auf der Flucht zu sein. Ihre Mutter kam während des Zweiten Weltkriegs als Flüchtling aus dem Sudetenland in die Schweiz. Der Grossvater väterlicherseits, Zöllner, versteckte im Krieg jüdische Flüchtlinge im Zollhaus. Das bewog Marianne Gürber Anfang 2013, eine freistehende Wohnung in ihrem Haus der Caritas Luzern anzubieten. Das Hilfswerk betreut Asylbewerber im Auftrag des Kantons und war auf der Suche nach Wohnraum, um Flüchtlinge einzuquartieren. Derzeit unterhält das Hilfswerk im Kanton Luzern mehr als 400 Mietverhältnisse.

Caritas schickte einen Vertreter vorbei, um Gürbers Zweieinhalbzimmerwohnung mit geräumigen 114 Quadratmetern zu besichtigen. Dessen Äusserungen irritierten die Besitzerin. Eigentlich suche man Wohnraum in der Stadt, habe dieser das Interesse relativiert. Dort seien die Mieten zwar höher – aber Asylbewerber wohnten nicht gerne auf dem Land. Gürber bot ihre Wohnung zum Schnäppchenpreis von 1300 Franken pro Monat an. Mit Blick auf das Holzparkett in der Wohnung habe der Caritas-Mann gemeint, dass man diesen nach Beendi-

Gemäss Gutachten war nahezu die ganze Wohnung sichtbar von Schimmel befallen.

gung des Mietverhältnisses wohl sanieren müsse. Denn die Flüchtlinge pflegten Zigaretten auf dem Boden auszudrücken.

Ein Ehepaar aus Afghanistan mit einem fünfjährigen Sohn sollte einziehen, ein Mietvertrag wurde unterzeichnet. Zuvor habe Caritas die Wohnung aufwendig mit neuen Möbeln eingerichtet, sagt die Hausbesitzerin – über einen Monat lang.

Ende März 2013 kam die Familie in Triengen an. Gürber hatte extra einige Worte Persisch gelernt und begrüsst die Familie in deren Muttersprache: «Herzlich willkommen – fühlen Sie sich wohl!» Doch die Asylbewerber weigerten sich, die Wohnung zu beziehen, «weil ihnen ein separates Gästezimmer fehlte», so Gürber. Der anwesende Caritas-Vertreter habe herumtelefoniert – um rasch eine «adäquatere Lösung» zu finden. Vergebens. Eine Stunde später zog die Familie trotzdem ein.

Schlimmer war für Marianne Gürber, die im selben Haus wohnt, was sich in den folgenden



«Fixierte Bilder»: Caritas-Luzern-Chef Thali.

Wochen zutrug. Es sei ein Kommen und Gehen in der Wohnung gewesen, teilweise hätten über ein Dutzend Leute darin übernachtet. An anderen Tagen habe sie die Wohnung spätabends verlassen vorgefunden, Haustür und Fenster standen weit offen. Die Bewohner hätten gegen die Abmachungen Mobiliar aus einem Wintergarten entfernt und es dabei beschädigt, so die Vermieterin. Auch hätten sie für Heerscharen von Leuten gekocht, ohne entsprechend zu lüften. Rasch bildete sich Schimmel. Gürber be-



Kein Weisungsrecht: Kommunikationschef Noti.

kam mit, dass die Bewohner einen tropfnassen Teppich tagelang im geschlossenen Bad liegenliessen. An Nägeln an der Wand hätten sie nasse Tücher trocknen lassen.

Drohende Schäden am Bauwerk

Vorausgegangen war ein Streit um die Benützung der gemeinsamen Waschmaschine im Haus. Gürber fürchtete, dass die Familie diese wegen fehlender Deutschkenntnisse falsch bedienen und deshalb beschädigen würde. Sie bot an, deren Wäsche unentgeltlich selber zu waschen oder den Zugang zu Wasch- und Trocknungsraum unter ihrer Aufsicht zu gewähren. Beides sei abgelehnt worden. «Die Caritas zog darum in Betracht, der Familie eine Waschmaschine in die Wohnung zu stellen, was tausend Franken gekostet hätte», sagt Gürber. Dazu sei es aber nicht gekommen.

Schon nach kurzer Zeit war die Wohnung in einem himmeltraurigen Zustand. Auf heftiges Insistieren der Vermieterin beauftragte Caritas Luzern im Juni einen Schimmelspezialisten mit einer Inspektion. Gemäss dessen Gutachten war nahezu die ganze Wohnung sichtbar von Schimmel befallen, und es drohten Schäden am Bauwerk. Eine unzureichende Wärmedämmung als Ursache käme prinzipiell zwar in Frage, steht im Gutachten. «Da aber die Wohnung vor 2,5 Monaten noch keinen Schimmelpilzbefall auf-

wies [...], kann man annehmen, dass eher ein unzureichendes Lüftungsverhalten der Bewohner vorliegt als ein schon länger bestehendes bauphysikalisches Problem», heisst es weiter.

«Pickelharte Verhandlungen»

Caritas Luzern lehnte es ab, die Kosten der anstehenden Sanierung zu übernehmen. Mehr noch: Die Organisation wollte Gürber die Schuld am Schimmel zuschieben. Das Gutachten bestätigte, schrieb ihr Caritas im Juli, «dass Gebäude aus den 50er und 60er Jahren oft eine geringere Isolation der äusseren Bauhülle aufweisen. In diesen Gebäuden ist die Gefahr, dass sich Schimmelpilze bilden, sehr gross.» Dazu gehöre das Haus mit der vermieteten Wohnung. Die Sanierungskosten würden auch darum nicht übernommen, hiess es weiter, weil die Bewohner keinen Zugang zu Wasch- und Trocknungsraum gehabt hätten. Einige Tage später traf nochmals ein Schreiben von Caritas bei Gürber ein. Es war die Kündigung des Mietverhältnisses.

Es folgten Monate mit «pickelhaften Verhandlungen», wie Marianne Gürber sagt. Schliesslich übernahm Caritas die Kosten doch, die Schimmelsanierung konnte endlich durchgeführt werden. Zusammen mit dem Gutachten kostete sie 4800 Franken. Im Dezember letzten Jahres einigte man sich zudem auf einen Schadenersatz an Gürber von 3000

Franken – für die übrigen Sanierungskosten und Schäden.

Nicht gedeckt sind aus Sicht der Vermieterin aber Mietzinsausfälle. «Die Wohnung stand wegen des Streits mit Caritas nicht rechtzeitig für die Weitervermietung bereit», sagt sie. Insgesamt macht sie nochmals 2000 Franken geltend. Wegen des anhaltenden Konflikts kontaktierte Gürber Caritas Schweiz. In einer Mail

Der Leistungsauftrag an Caritas sei vertraulich, heisst es beim Kanton Luzern.

bat Odilo Noti, Kommunikationsleiter von Caritas, daraufhin Thomas Thali, Chef der Luzerner Sektion, der Vermieterin die strittigen 2000 Franken zu überweisen, «im Sinne einer schiedlichen Beilegung des Konflikts». Doch Thali kam dem nicht nach. Caritas Luzern sei eine eigenständige Organisation, schreibt Noti der *Weltwoche*. Die Sektion Schweiz habe ihr gegenüber kein Weisungsrecht.

Caritas Luzern selber nimmt nur pauschal Stellung. Der Streit um Entschädigung sei im letzten Dezember «im gegenseitigen Verständnis zu einem Abschluss gekommen», schreibt das Hilfswerk. Es sei deshalb «mühsam, jedes Detail noch einmal aufzurollen». Allgemein könne es bei der Einquartierung von Asylsuchenden

«in einzelnen Fällen zu Schwierigkeiten kommen, bedingt durch fixierte Bilder oder spezielle Erwartungen beiderseits», so Caritas Luzern weiter. In den meisten Fällen könnten diese aber «im Gespräch gütlich gelöst werden».

Es geht auch ohne Deutsch

«Mit Caritas will ich nichts mehr zu tun haben», sagt Hausbesitzerin Gürber. Sie wundert sich darüber, dass das Hilfswerk bereit war, jeden Sonderwunsch der Betreuten zu erfüllen. So hätten teure Dolmetscher beigezogen werden müssen, nachdem die Asylbewerber keine Anstalten gezeigt hätten, Deutsch zu lernen. «Caritas verschleudert Geld», so das Fazit von Gürber.

Das Geld für die Unterbringung und Betreuung von Asylbewerbern kommt vom Kanton. Wie viel Caritas pro betreute Person und insgesamt bekommt, ist nicht zu erfahren. Der Leistungsauftrag an Caritas sei vertraulich, heisst es beim Kanton Luzern.

Eine Aussage des Vaters der einquartierten Familie ist Marianne Gürber ganz besonders in Erinnerung geblieben. Warum er nicht Deutsch lerne, habe sie ihn einmal auf Englisch gefragt. «Warum?», habe dieser, ebenfalls auf Englisch, geantwortet, «wenn ich etwas brauche, gehe ich zu Caritas.»

* Name geändert



Die gesamte Logistik des E-Commerce übernehmen: Auch das ist die Post.

Die Post bietet Ihnen E-Commerce-Dienstleistungen entlang der gesamten Wertschöpfungskette an. Zum Beispiel die Logistikköpfung YellowCube: Von der Lagerung über die Kommissionierung bis zur Verpackung, dem Versand und dem Retourenmanagement nehmen wir Ihnen die gesamte Logistik ab. Alle Infos unter post.ch/e-commerce.

DIE POST 
Gelb bewegt.

Angst vor der Biederkeit

Ihr Name taucht bloss dann auf, wenn sich das Schweizer Fernsehen wegen schwacher «Tatort»-Folgen oder Querelen im «Literaturclub» rechtfertigen muss. Dabei ist SRF-Kulturchefin Nathalie Wappler die mächtigste Frau der Schweizer Kulturbranche. *Von Rico Bandle und Gian Marco Castelberg (Bild)*

Ein einziges Mal reagiert Nathalie Wappler empört, wenn auch mit einem leichten Augenzwinkern: «Sie sagen uns, wir seien bieder! Das tut weh.» Eineinhalb Stunden dauert das Gespräch in ihrem Zürcher Büro, über alles lässt sich mit ihr vortrefflich diskutieren, nur das mit der Biederkeit, nein, das geht für sie überhaupt nicht.

Seit drei Jahren ist Nathalie Wappler Kulturchefin des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF): 366 Personen (261 Vollzeitstellen) arbeiten in ihrer Abteilung, SRF ist die grösste Bühne für Schweizer Künstler, liefert das grösste journalistische Angebot zu Kultur und Kunst und ist einer der grössten Kulturförderer des Landes. Unter Wapplers Regie werden Millionenaufträge für Spielfilme und Serien vergeben, Dokumentarfilme produziert, eine Fülle von Literatursendungen ausgestrahlt und Musik vermittelt. Wie viel vom SRF-Gesamtbudget (565 Millionen Franken) an die Kulturabteilung geht, hält der gebührenfinanzierte Betrieb geheim. Was aber sicher ist: Viele Künstler und Filmproduzenten sind von der SRF-Kulturabteilung abhängig. Nathalie Wappler ist damit die wohl mächtigste Exponentin der Schweizer Kulturbranche.

Die drei Kultur-Typen

Dass sie in der Öffentlichkeit dennoch fast niemand kennt, liegt mitunter am Wesen des professionellen Kulturbetriebs: In dem abgeschotteten Mikrokosmos beschäftigen sich die Leute vorzugsweise mit sich selbst. Ein Streit um ein kleines Zitat in der SRF-Sendung «Literaturclub» kann wochenlange Diskussionen auslösen, der Umbau einer Radiosendung, von der die Mehrheit der Bevölkerung noch nie etwas gehört hat, zu einem Sturm der Entrüstung führen. Aussenstehende können über die Vehemenz solcher Auseinandersetzungen nur staunen. Wer in der Kultur etwas bewegen will, der muss einen Umgang mit Persönlichkeiten finden, die ihre Privilegien und Ansprüche rabiat verteidigen. Sie lassen sich in drei Gruppen einteilen:

— Die Kulturjournalisten. In ihrer Arbeit geben sie sich betont progressiv, in Wirklichkeit sind sie die konservativsten Exponenten einer ohnehin schon konservativen Berufsgruppe. Jede Veränderung wird als Gefahr aufgefasst, als Angriff auf das eigene Biotop, in dem man sich eingerichtet hat und das man als existenziell wichtig für die Gesellschaft erachtet.

— Die Künstler. Sie treten mit einer Anspruchshaltung auf, als hätten sie neben den Subventionen auch ein Anrecht auf Berichter-

stattung. Vor allem bei Radio SRF 2 Kultur rennen sie offene Türen ein. Viele SRF-Mitarbeiter sehen sich als Verbündete der Kulturschaffenden: Man tritt für die gleichen Anliegen ein, teilt dieselben Werte, kennt sich natürlich auch persönlich.

— Das Stammpublikum. Es ist zwar klein, aber voller Kampfeslust. Ist die Möglichkeit da, sich zu empören, ist es umgehend zur Stelle – und weiss sich auf mysteriöse Art zu vermehren. Würden alle Leute, die gegen die Absetzung von «Literaturclub»-Moderator Stefan Zweifel protestiert haben, die Sendung auch schauen, so wäre sie ein Quotenrenner. Die Schlagkraft dieser Bildungsbürgerguerilla ist nicht zu unterschätzen. Zuletzt hat sie die Stadt Zürich in die Knie gezwungen, die das Literaturmuseum Strauhof schliessen wollte.

Alle finden Kultursendungen wichtig

Wappler schmunzelt, nickt zustimmend, wenn man das eigenwillige Umfeld anspricht, in dem sie sich zu behaupten hat. «Es ist schon paradox: Alle Leute sagen mir, wie gut und wichtig die «Sternstunden» am Fernsehen seien, wenn ich sie dann frage, was ihnen zuletzt besonders

Kulturjournalisten sind die konservativsten Exponenten in einer konservativen Branche.

gefallen habe, haben sie oft kein Beispiel zur Hand.» Einen Punkt möchte sie aber klarstellen: «Unser Journalismus ist unabhängig. Regelmässig kritisieren uns Künstlerverbände, die finden, wir setzten die falschen Prioritäten.» Das Objektivitätsdogma, dass sich «ein guter Journalist nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten», sei auch für SRF-Kulturjournalisten das oberste Gebot.

Wo hat denn SRF in letzter Zeit ein Anliegen oder eine Haltung eines Künstlers kritisch hinterfragt? Wappler überlegt, zögert. Das komme schon vor, sie werde ein paar Beispiele später per Mail nachliefern. Am nächsten Tag kommt das Mail wie versprochen an. Die Beispiele handeln von einem Kunstfälscherskandal, in den auch Schweizer Museen involviert sind, von der geplanten Schliessung des Kunstmuseums Olten oder vom Fall des Wiener Burgtheater-Intendanten Matthias Hartmann. Alles journalistisch gutgemachte Beiträge, aber kontrovers sind sie nicht. Abgesehen von einer Stellungnahme des früheren Pro-Helvetia-Direk-

tors Pius Knüsel zur Museumsdichte entspricht alles dem allgemeinen Konsens.

Wappler zeigt sich debattierfreudig, blüht auf, wenn man sie herausfordert, hört aufmerksam zu, wenn man Kritik äussert. Ihre Fähigkeiten im verbalen Schlagabtausch dürfte sie in ihren Jahren in Deutschland geschärft haben, wo Konflikte direkter ausgetragen werden als hierzulande. Aufgewachsen ist sie in Kreuzlingen, nach dem Studium der Geschichte, Politik und Germanistik an der Universität Konstanz machte sie ein Praktikum bei der damals neuen Sendung «Kulturzeit» beim Sender 3sat in Mainz, wo sie gleich bleiben konnte. Als weitere Stationen folgten die ZDF-Kultursendung «Aspekte» sowie die Talkshow von Maybrit Illner (ZDF) und jene des heutigen deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck (ARD). Sie arbeitete immer auf freier Basis, oft für mehrere Sendungen parallel. 2005 wechselte sie in die Schweiz, zum SRF-«Kulturplatz» – «meine erste Festanstellung», wie sie sagt.

Drei Jahre später wurde Wappler zur Leiterin der «Sternstunden» befördert, der dreistündigen SRF-Kultursendung am Sonntagvormittag. «Das leistet sich kein anderer Sender in Europa», sagt sie. Hier arbeitete sie mit dem späteren SRG-Generaldirektor Roger de Weck zusammen, der unter ihr die «Sternstunde Philosophie» moderierte. Für ihn ist sie des Lobes voll: «Er ist sehr inspirierend, extrem angenehm, mit ihm kann man hervorragend reden.» Als im Zuge der Zusammenlegung von Radio DRS und dem Schweizer Fernsehen eine neue Leitung Kultur gesucht wurde, war sie mit ihrer Auslanderfahrung die logische Kandidatin.

Eine Wochenend-Ehe

Wollte man ein Bild einer perfekten weiblichen Führungsperson zeichnen, es wäre ziemlich genau jenes von Nathalie Wappler: Sie ist eloquent, schlagfertig, adrett – und ja, gänzlich frei von jeglicher Biederkeit. Sie hat je ein Büro in Zürich und Basel, als Mitglied der Geschäftsleitung des Kultursenders 3sat ist sie zudem regelmässig in Mainz. Ihr Ehemann, Wolfgang Hagen, ist Professor für Rhetorik an der Universität in Lüneburg. «Er reist am Wochenende meistens zu mir, als Professor hat man etwas mehr Zeit», witzelt sie. Kinder haben die beiden keine. «Wir haben uns nicht gegen eine Familie entschieden, sondern für ein Leben, wie wir es führen möchten.» Dass sie bei philosophischen Themen ebenso kom-



«Das leistet sich kein anderer Sender in Europa»: SRF-Kaderfrau Wappler.

petent mitreden kann wie bei klassischer Musik, bringt Wappler intern Respekt ein. Trotz des üblichen Kulturabbaugejammers hat sie zügig den Radiosender SRF 2 neu strukturiert, den Online-Bereich gestärkt, die Themen- und Musikauswahl für ein breiteres Publikum geöffnet. Als die gesamte Kulturszene unisono die Absetzung von Stefan Zweifel als «Literaturclub»-Moderator beklagte, ging sie zwar kommunikativ in Deckung, bewies in der Sache aber Standhaftigkeit.

Auch bei der Krimiserie «Tatort» hält Wappler am eingeschlagenen Weg fest, obschon das

Schweizer Kommissarenduo Reto Flückiger und Liz Ritschard in deutschen Publikumsumfragen durchfällt. Weshalb wechselt sie diese blassen Kommissare nicht aus? «Es ist sehr einfach, auf den Tatort einzuprügeln. Wir mussten das Know-how für solche Filme erst aufbauen. Von unseren deutschen Kollegen erhalten wir mittlerweile viel Zuspruch», sagt sie.

Schwieriger als Anpassungen an der Programmstruktur sind Änderungen an der journalistischen Grundhaltung. Die von Wappler beteuerte journalistische Unabhängigkeit ist oft nicht erkennbar. Zwar gibt es immer mal

wieder kritische Buch- oder Theaterrezensionen, bei gesellschaftlichen oder politischen Themen, denen Wappler ein sehr grosses Gewicht einräumt, sieht das aber anders aus: Die meist ziemlich homogene Haltung der Künstler entspricht auch jener der Journalisten, und das kommt unverblümt zum Ausdruck. In Diskussionssendungen bestätigen sich oft die Gäste und der Moderator gegenseitig in ihren Argumenten. Besonders auffallend war dies nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative, als auf den SRF-Kanälen ständig Gegner der Initiative unter sich stirnrunzelnd die Gründe für das Resultat erörterten. Dass eine Diskussion unter Gleichgesinnten meist todlangweilig ist, spielt hier keine Rolle.

Vorbild Schirmmacher

Nathalie Wappler nimmt ihre Mitarbeiter in Schutz. Bei gesellschaftlichen und politischen Themen sei es Aufgabe der Kulturabteilung, diese auf feuilletonistische Weise zu behandeln. Als Vorbild nennt sie Frank Schirmacher, den kürzlich verstorbenen Feuilletonchef und Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. «Er hat den breiten Kulturbegriff gepflegt, der die Natur- und Geisteswissenschaften einschliesst, der sich mit gesellschaftlichen Themen auch ausserhalb von Rezensionen auseinandersetzt. Dahin wollen wir auch.»

Eine «feuilletonistische Herangehensweise» bedeutet in der SRF-Praxis oft: eine moralistische. So zum Beispiel, wenn der «Kulturplatz» den hiesigen Überfluss an Nahrungsmitteln kurzerhand mit dem Hunger in Afrika in Verbindung setzt. Oder wenn nach der Masseneinwanderungsinitiative gezeigt wird, wie die Schweiz aussähe, wenn keine Ausländer hier wären – um dann zum Fazit zu gelangen, man solle doch den Ausländern endlich einmal danke sagen. «Dieser Beitrag war klar deklariert als satirisch-komödiantische Auseinandersetzung mit dem Thema, deshalb kann man das meiner Meinung nach machen», sagt Wappler. Weshalb bedienen sich Kultursendungen so oft einer ironisch-distanzierten Tonalität, als wollten die Journalisten signalisieren, sie stünden über all dem, worüber sie berichten? «Um grössere Zusammenhänge in kulturellen Bewertungen aufzuzeigen, muss man manchmal einen Schritt zurück machen, um das Ganze einordnen zu können. Das hat nichts mit Ironie zu tun.»

Die anwesende SRF-Pressesprecherin bittet, das Gespräch doch zu beenden und zum Fototermin überzugehen. Nathalie Wappler posiert genüsslich vor der Kamera, macht mit dem Fotografen jeden Schabernack mit. Plötzlich wird sie unsicher, bittet mehrfach darum, das Bild vor dem Druck sehen zu können. Nur nicht bieder wirken, mag sie sich gedacht haben. Als Frau vom Fernsehen weiss sie: Bilder sind wichtiger als tausend Worte. ○

Sturm in der Skandalschule

Wegen einer angeblichen Massenvergewaltigung erlangte das Buhnrain landesweite Bekanntheit. Nun ist am Zürcher Sekundarschulhaus wieder der Teufel los. Eltern und Schüler rebellieren gegen die Schulleiterin. Die Lehrer laufen in Scharen davon. *Von Alex Reichmuth und Nicolas Y. Aebi (Bild)*



Obstruktion, Randal, Vandalismus: Schulhaus Buhnrain im Zürcher Seebach-Quartier.

«Massenvergewaltigung einer 13-jährigen Schülerin!» 2006 stand das Buhnrain in Zürich Seebach national in den Schlagzeilen. Die Polizei verhaftete über ein Dutzend Jugendliche, und ganze Horden sensationslustiger Journalisten überrannten die Schule. Jahre später stellte sich dann zwar heraus, dass der «Fall Seebach» gar keiner gewesen war. Zugezogen hatte sich nicht etwa eine Massenvergewaltigung, sondern vielmehr eine Art Orgie unter einvernehmlichem Mitwirken des Mädchens. Doch den schlechten Ruf bekam das Buhnrain im Norden Zürichs nicht los. Das Schulhaus steht symbolisch für Probleme mit Jugendlichen, von denen viele einen Migrationshintergrund haben: Obstruktion, Randal, Vandalismus, Schlägereien bis hin zu Einbrüchen und Schutzgeld-Erpressungen.

Fakt ist, dass es auch im Innern dieser Schule mitten im Seebach-Quartier nie mehr ruhig wurde. Verschiedene Vorstellungen, wie man angesichts der schwierigen Schülerschaft vorgehen muss, führen anhaltend zu Streit und Machtkämpfen. Im Jahrestakt verlassen Lehrkräfte das Buhnrain im Unfrieden mit der Schulleitung und der Kreisschulpflege, manche freiwillig, manche weniger.

Schulleiter mehrfach ausgewechselt

2007 berichtete die *Weltwoche* über einen altgedienten Lehrer, bei dem die Schulleitung nur noch Negatives fand, nachdem er zuvor immer Bestnoten erhalten hatte. Er hatte sich geweigert, die sogenannten modernen Methoden des Unterrichtens zu übernehmen, wie sie linksgrünen Kreisen vorschwebt, und suchte

schliesslich das Weite (*Weltwoche* Nr. 35/07). Aber auch den Schulleitern setzten die Konflikte zu. Diese wurden in den letzten Jahren mehrfach ausgewechselt.

«Wir wollen, dass unsere Lehrpersonen bleiben, weil sie in unsere Herzen gewachsen sind.»

Im letzten Herbst spitzten sich die Streitereien zwischen Eltern und der aktuellen Schulleiterin Evelyne Sommer* zu, die seit 2012 im Amt ist. Ein Mädchen störte den Unterricht in ihrer Klasse massiv und anhaltend. Die Eltern der Mitschüler liefen Sturm. Es gab Sitzungen, Sitzungen, Sitzungen – monatelang. Schliesslich wurde die Schülerin in ein anderes Schulhaus

versetzt. Ruhe kehrte aber nicht ein. Für Proteste von Eltern und teilweise auch von Lehrern sorgte vor allem die Zusammenlegung von Niveaugruppen während des Semesters, die bisher in Hauptfächern wie Mathematik und Französisch separat unterrichtet worden waren. Ein völlig falscher Systemwechsel ist das in den Augen vieler Väter und Mütter. «Die Schulleitung setzt auf eine verfehlte Integrationsromantik», sagt Michel Schumacher, Vater einer dreizehnjährigen Schülerin am Buhnrain. Es würden «Wohlfühloasen» geschaffen statt für guten Unterricht gesorgt, kritisiert er. Schulleiterin Sommer weist diese Vorwürfe zurück. Die Veränderungen seien sinnvoll und zugunsten der Schülerschaft.

Begabte Schüler würden zu wenig gefördert, bemängelt aber auch Hans Hirter, Präsident des Elterntreffs am Buhnrain-Schulhaus. Das Bildungsniveau leide. Schon jetzt schafften zu wenig Schüler den Sprung ans Gymnasium. Zudem informiere die Schulleiterin widersprüchlich, falsch und immer wieder viel zu spät. «Frau Sommer nimmt ihre Verantwortung nicht wahr», sagt Hirter. In der Tat hat sich die Schulleiterin kürzlich an einem Elternabend für die verspätete Ankündigung der Niveau-Zusammenlegung entschuldigt. Gegenüber der *Weltwoche* sagt die Schulleiterin zwar, dass sie für Eltern «zum Teil nicht erreichbar» gewesen sei. Das liege aber nicht an Unfähigkeit, sondern an Überlastung, weil Personal ausgefallen sei und sie zusätzliche Aufgaben habe übernehmen müssen.

Wie die Schulleiterin vorgeht, lässt aber vielmehr auf Überforderung schliessen. Um disziplinarischen Problemen zu begegnen, liess sie Plakate im Weltformat zur Ermahnung der Schülerschaft aufstellen. Darauf standen Sätze wie «Alle Anweisungen der Erwachsenen werden befolgt» oder «Keine Beleidigungen, Schikanen und Beschimpfungen» zu lesen. Ob solche Sprüche schwierige oder sogar gewaltbereite Schüler beeinflussen, darf man bezweifeln. Jedenfalls waren viele Plakate innert kürzester Zeit zerschissen und zerfetzt. Die Klassen wurden darauf gezwungen, in Handarbeit die Plakate zu ersetzen – eine pädagogisch fragwürdige Kollektivstrafe. Die Schulleiterin betont, dass die Plakataktion im Rahmen eines Projektes gegen Gewalt erfolgt und vom ganzen Schulteam mitgetragen worden sei.

Den eigenen Sohn angestellt

Um sich zu entlasten, stellte Schulleiterin Evelyn Sommer zudem Hilfspersonal an, das ihr zur Hand ging. Sie verpflichtete dabei ausgerechnet ihren eigenen Sohn sowie dessen Kollegen, die beide gerade die Matura absolviert hatten. Die beiden jungen Männer hätten nur administrative Arbeiten wie Dokumente kopieren, Post verteilen und Papiere ablegen übernommen, versicherte die Schulleitung

der *Weltwoche* zuerst. Später musste Kreisschulpflege-Präsidentin Vera Lang (FDP) aber eingestehen, dass zumindest der Sohn der Schulleiterin auch bei der Betreuung von Schülern beteiligt gewesen war. Eine entsprechende Ausbildung hatte er nicht.

Der Schulleiterin wird weiter ein diktatorischer Kurs nachgesagt. «Wer kritisiert, kommt auf die Abschussliste», heisst es aus Lehrerkreisen. Von eigentlichen «Säuberungen» und einem «Klima der Angst» ist die Rede. In der

Nicht weniger als 18 von 45 Lehrerinnen und Lehrern verlassen das Schulhaus in diesem Sommer.

Tat wurden mehrere Lehrer massiv unter Druck gesetzt, zu kündigen. Sie wurden vor die Wahl gestellt, entweder freiwillig zu gehen oder sich innerhalb des Schulkreises versetzen zu lassen. Teilweise drohten die Schulleiterin und die Schulpflegepräsidentin auch mit schlechten Qualifikationen, wenn die Kündigung nicht erfolge. Möglicherweise könnte es sich bei diesem Vorgehen um Nötigung handeln.

Jedenfalls lancierten Schüler einer Klasse im Mai eine Unterschriftensammlung, um vor dem Abgang stehende Lehrer zu stützen. «Wir wollen, dass unsere Lehrpersonen bleiben, weil sie in unsere Herzen gewachsen sind», heisst es in dieser Schülerpetition. Genützt hat es nichts – im Gegenteil. Die Stimmung am Buhnrain ist so schlecht, dass es neben den forcierten Abgängen zahlreiche freiwillige gibt. Nicht weniger als 18 von total 45 Lehrerinnen und Lehrern verlassen das Schulhaus in diesem Sommer.

Andere Lehrer stützen den Kurs der Schulleitung demonstrativ. Bei einer Unterredung der *Weltwoche* mit Schulpflegepräsidentin Lang und Schulchefin Sommer nehmen mehrere Lehrkräfte teil, die hinter der Leitung stehen. Dass man am Seebacher Schulhaus «eine schwierige Zeit» mit vielen Konflikten gehabt habe, streiten Lang und Sommer an diesem Gespräch nicht ab. Aber es müsse klar sein, dass die Schulleitung den Kurs des Buhnrains bestimme, nicht Eltern oder einzelne Lehr-



«Nach vorne schauen»: Präsidentin Lang.

kräfte. Das Verhalten einzelner Lehrer sei «teilweise inakzeptabel» gewesen, man habe handeln müssen.

Kern der Probleme

Gegen den Verdacht der Nötigung gegenüber Lehrpersonen verwahren sich Lang und Schulleiterin Sommer ausdrücklich, ebenso gegen alle Vorwürfe des fachlichen Versagens. Sie betonen, dass acht der achtzehn Lehrer, die auf Ende des Schuljahres gehen, nur befristet angestellt gewesen sind und bei vielen der übrigen Abgänge private Gründe massgebend waren, die nichts mit den Konflikten zu tun hätten. Die Probleme seien jetzt gelöst, und man wolle nun «nach vorne schauen». Gemäss der Aussage von Eltern hat die Schulleitung vor kurzem allerdings von nur fünf befristet angestellten Lehrern gesprochen, die die Schule verlassen.

Dass der Krach am Buhnrain vorbei ist, darf bezweifelt werden. Beobachter bezeichnen Schulpflegepräsidentin Vera Lang als den eigentlichen Kern der Probleme am Buhnrain. Sie habe Schulleiterin Sommer vor zwei Jahren installiert, «um aufzuräumen». Lang selber verwahrt sich auch gegen diese Aussagen. Tatsache ist, dass Lang es seit Jahren nicht schafft, für Ruhe im Oberstufenschulhaus zu sorgen.

Der Konflikt zieht derweil weitere Kreise. Daniel Regli und Martin Götzl (beide SVP) haben ihn ins Zürcher Stadtparlament getragen. In einem Vorstoss verlangen sie vom Stadtrat Aufklärung über die Gründe der «markanten Personalfuktuation» am Buhnrain. Mit einer Antwort ist voraussichtlich nach der Sommerpause zu rechnen.

*Name geändert





Essay

Die Hölle ist bargeldlos

Harvard-Professor Kenneth Rogoff schlägt eine Abschaffung des Bargeldes vor. Das ist, bei näherer Betrachtung, ein furchterregender Gedanke.

Von Andreas Höfert

Seit der Finanzkrise 2007/2008 sind die meisten westlichen Industrienationen hoffnungslos überschuldet. Gemäss einer Statistik der OECD ist die öffentliche Schuldenquote ihrer Mitglieder im Durchschnitt mittlerweile höher als nach dem Zweiten Weltkrieg. Staaten suchen verzweifelt nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten, greifen vermehrt zu unkonventionellen Mitteln, um die Kassen zu füllen, und sind für jede Idee empfänglich, die ihnen bei der Finanzrepression helfen könnte.

Eine solche wurde kürzlich in einem Leitartikel der *Financial Times* von Harvard-Professor Kenneth Rogoff vorgeschlagen: Warum nicht das gesamte Bargeld abschaffen, angefangen mit den grossen Scheinen? Rogoff ist kein Nobody. Als ehemaliger Chefökonom des Internationalen Währungsfonds (IWF), Spezialist für Finanzkrisen, über die er zusammen mit Kollegin Carmen Reinhart das bedeutendste Standardwerk verfasst hat, wird er, trotz verschiedenen wissenschaftlichen Kontroversen, immer wieder als Nobelpreiswärter gehandelt. Einige gute Gründe sprechen für seinen merkwürdigen Vorschlag.

Rogoff führt als Beispiel den Fund von rund 200 Millionen Dollar in 100-US-Dollar-Noten bei der Verhaftung des mexikanischen Drogenbarons Joaquín «El Chapo» Guzmán an. Rogoff bringt einen grossen Teil des Bargeldes, das öffentlich im Umlauf ist, besonders die grossen Scheine, in Verbindung mit Kriminalität oder mit der Schattenwirtschaft, bei der Steuern und Abgaben vermieden werden sollen.

Ständiges Risiko einer Enteignung

Die Abschaffung des Bargeldes würde in der Tat den Drogenschmuggel und -handel erschweren. Auch wäre es fast unmöglich, den Klempner oder die Putzfrau in bar zu bezahlen, um auf diese Weise Umsatzsteuern oder Sozialversicherungsbeiträge zu umgehen. Angesichts der Tatsache, dass die Schattenwirtschaft in den USA geschätzte zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts und in Europa wahrscheinlich noch viel mehr ausmacht, scheint diese Idee eine Möglichkeit zu sein, wie Staaten im Handumdrehen neue Einnahmen erzielen können.

Allerdings gibt es auch Nachteile. Dazu zählt insbesondere der Angriff auf die Privatsphäre. Fans von US-Krimiserien wie «CSI»

wissen, dass sich Täter und Opfer anhand von Daten der Kreditkarte oder Geldautomaten mühelos aufspüren lassen. Als Gegenargument wirft Rogoff das beträchtliche Einnahmepotenzial der Staaten in die Waagschale. In den USA und in Europa sind pro Kopf rund 4000 US-Dollar an Bargeld im Umlauf – in Japan ist es sogar doppelt so viel. Da muss es doch einfach eine bedeutende, brachliegende Einnahmequelle für die Staaten geben.

Da ist aber noch etwas – und hier betreten wir das glatte Parkett der finanziellen Repres-



Orwellischer Albtraum: Ende des Bargeldes.

sion. Rogoff beruft sich auf die Forschungsarbeiten von Willem Buiters, seines Zeichens Chefvolkswirt der Citigroup und ehemaliger Entscheidungsträger bei der Bank of England, indem er erklärt, dass mit dem Ende des Bargeldes auch «die Null-Prozent-Untergrenze für den Leitzins fallen wird, welche den Handlungsspielraum der Zentralbanken seit der Finanzkrise einschränkt. Wenn die Zentralbanken heute versuchen, die Zinssätze zu weit unter null Prozent festzulegen, werden die Leute immer mehr Bargeld halten.»

Für mich ist dies eine einleuchtende Erklärung, warum die Japaner doppelt so viel Bar-

geld pro Kopf halten wie die Europäer oder die Amerikaner. Es liegt nicht daran, dass die Yakuza eine grössere Vorliebe für Bargeld hätte als europäische Mafiosi oder amerikanische Gangster. Es liegt auch nicht daran, dass die Schattenwirtschaft in Japan im Verhältnis zum BIP doppelt so gross wäre wie in den USA oder in Europa. Die Erklärung ist viel simpler: Die Japaner leben seit fast zwanzig Jahren in einer Welt mit null Prozent Zinsen, die Amerikaner und Europäer hingegen erst seit fünf Jahren.

Durch die Abschaffung des Bargeldes könnten Staaten Guthaben auf Bankkonten durch negative Zinssätze explizit besteuern. Diese Steuer kann die implizite Steuer deutlich übersteigen, wenn die Zinssätze null Prozent betragen und die Inflation positiv ist. Ohne Bargeld wären die Möglichkeiten begrenzt, negative Zinssätze zu umgehen oder Vermögen zu erhalten, ohne Risiken einzugehen.

Die Möglichkeiten wären grenzenlos. Man denke nur an das Gedankenexperiment des IWF vom letzten Jahr, die öffentliche Verschuldung in Europa zu senken, indem eine *capital levy*, das heisst eine einmalige Vermögenssteuer, erhoben wird. Oder man denke auch an die Begeisterung, mit der die Lösung der Bankenkrise in Zypern (Bankkontenhalter werden in Zukunft bei Bankenpleiten zur Kasse gebeten) als Patentrezept für solche Vorhaben gefeiert wurde, und daran, dass diese Lösung mittlerweile vom IWF in einem Bericht als *best practice* bezeichnet wird.

In diesem Kontext wird der Gedanke, das Bargeld abzuschaffen, furchterregend. Ein vollektronisches Geldsystem – völlig transparent, ohne jeglichen Schutz der Privatsphäre bei Transaktionen und mit dem ständigen Risiko einer Enteignung durch den Staat – bedeutet, dass Geld kein privates Eigentum mehr sein wird.

Der Weg in die Hölle ist mit guten Absichten gepflastert. Meines Erachtens führt Rogoffs Idee der Abschaffung des Bargeldes zum Zwecke der Bekämpfung der Kriminalität und zur Erzielung von Staatseinnahmen aus der Schattenwirtschaft letztlich zu einem orwellischen Albtraum der finanziellen Repression.

Andreas Höfert ist Chefökonom der UBS.

Rettet die Privatsphäre

Ausgabenfreudige Politiker befördern staatliche Allmachtsfantasien und den Wunsch nach dem gläsernen Bürger. Eine Volksinitiative will jetzt den Drang zu Schnüffelei und Machtmissbrauch stoppen. *Von Thomas Matter*



Der Schutz der Privatsphäre gehört zu den tragenden Säulen unseres Landes und überhaupt zu den grössten Errungenschaften der modernen Zivilisation. Spätestens nach dem Totalitarismus des 20. Jahrhunderts scheint dieses Menschenrecht tief verankert und unumstösslich zu sein. Die Bürgerinnen und Bürger sollen ihre Persönlichkeit frei entfalten dürfen, ohne dass Dritte über ihr Verhalten Kenntnis erhalten oder dass sie befürchten müssen, beobachtet, abgehört oder im privaten Datenverkehr ausspioniert zu werden.

Doch in den letzten Jahren beobachten wir leider den umgekehrten Trend. Dies gilt speziell auch beim Schutz der finanziellen Privatsphäre. Hemmungslos ausgabenfreudige Politiker befördern staatliche Allmachtsfantasien und den Wunsch nach dem gläsernen Bürger. Die Bundesrepublik Deutschland kannte – gewarnt durch den nationalsozialistischen Terror – bis 2002 auch noch ein durchaus respektiertes Bankkundengeheimnis. Ausgerechnet im Rahmen der sogenannten Terrorbekämpfung haben es die Behörden dann aber schrittweise aufgelöst. Dank dem Kampf nach «Steuer Ehrlichkeit» hat heute die deutsche Obrigkeit quasi Realtime-Zugriff auf die Bankdaten sämtlicher Bürger. Und zwar nicht nur auf diejenigen über den Kontostand, sondern über den gesamten Zahlungsverkehr inklusive Arztbesuche, Medikamentenbezug und Kreditkartenabrechnung.

Vermeintliche Freiwilligkeit

Und bei uns? Die Schweizer Finanzministerin verspricht zwar, das Bankkundengeheimnis im Inland werde nicht angerührt. Doch mit der Einführung eines «freiwilligen» automatischen Informationsaustausches via Zahlstellensteuer würden alle Personen und Firmen, die sich dieser «Freiwilligkeit» nicht unterziehen, unter Verdacht geraten und mit zusätzlichen Untersuchungen behelligt werden. Dies käme faktisch der Abschaffung des Bankkundengeheimnisses auch im Inland gleich.

Zwar wurde im Geldwäschereigesetz die Bestimmung fallengelassen, dass Banken bei neuen und bei bestehenden Kunden die Steuerkonformität überprüfen und im Zweifelsfall Abklärungen treffen müssen; doch durch die Hintertüre des neuen Finanzinstitutsgesetzes (Finig) soll genau dieselbe Bestimmung zur

Einführung einer staatlichen Steuerpolizei via Banken wieder Eingang finden. Die kantonalen Steuerbehörden rufen nach gleich langen Spieszen für Inländer wie für Ausländer und damit nach denselben Instrumenten der Strafverfolgung: Einvernahmen, Aufhebung des Bankkundengeheimnisses, Hausdurchsuchungen und sogar Verhaftungen. Wenn es in Zukunft frühmorgens klingelt, könnte also durchaus der Steuerbeamte vor der Türe stehen.

Häufig hören wir von den Gegnern der finanziellen Privatsphäre, wer ehrlich lebe und red-



Wenn es frühmorgens klingelt: Widmer-Schlumpf.

lich Steuern zahle, habe nichts zu verbergen und damit auch nichts zu befürchten. Wenn wir dieses Argument zu Ende denken, könnten wir genauso staatliche Kameras in allen Stuben installieren, denn es gibt ja nichts zu verstecken. Dennoch ziehen auch die ehrlichsten, aufrichtigsten Mitmenschen die Privatsphäre einer Überwachung rund um die Uhr vor.

Das zweite Argument geht dahin, dass das Bankkundengeheimnis nichts anderes bedeute als ein Steuerhinterziehungsgeheimnis. Selbstverständlich gibt es schwarze Schafe, aber die gibt es nicht nur im Steuerbereich. Ich würde ohne weiteres behaupten, es gebe im Bereich

der Invalidenversicherung mehr Missbrauch als bei der Steuerhinterziehung. Dennoch käme es niemandem in den Sinn, die Invalidenversicherung generell abzuschaffen.

Ein Grundpfeiler unserer Freiheit

Überhaupt lohnt sich die Steuerhinterziehung in der Schweiz kaum, denn wir kennen weder eine enteignende nationale Erbschafts- noch eine Kapitalgewinnsteuer, womit die zwei wichtigsten Gründe für die Kapitalflucht aus den USA und aus dem EU-Raum für uns wegfallen. Selbst Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf hat an einer Medienkonferenz vom 30. Mai 2013 bestätigt, dass die Schweiz zu den steuerehrlichsten Nationen der Welt gehört. Die seit siebzig Jahren erhobene Verrechnungssteuer stellt sicher, dass Wertschifternerträge deklariert werden, wenn nicht 35 Prozent davon verloren gehen sollen.

Heute gilt es, das Vertrauensverhältnis zwischen Bürger und Staat mit aller Kraft zu verteidigen. Zu den wichtigsten Erfolgsfaktoren

Es gilt, das Vertrauensverhältnis zwischen Bürger und Staat mit aller Kraft zu verteidigen.

unseres Landes gehört das Prinzip der persönlichen Freiheit und damit der finanziellen Privatsphäre der Menschen, die in unserem Land leben. Darum haben sich die bürgerlichen Parteien SVP, FDP, Teile der CVP, die Lega und der Schweizerische Gewerbeverband entschlossen, die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» zu unterstützen. Eine neue Verfassungsbestimmung ist gegenwärtig der einzige Weg, den staatlichen Drang zu Schnüffelei und Machtmissbrauch zu stoppen.

Die Unterschriftensammlung geht jetzt in die entscheidende Schlussphase. Dieser Ausgabe der *Weltwoche* sind Unterschriftenbogen beigelegt. Mit Ihrer Unterschrift können Sie als Bürgerinnen und Bürger dafür sorgen, dass unsere Finanzmarktstrategie nicht von Behörden und Politikern bestimmt wird und ein wichtiger Grundpfeiler unserer Freiheit erhalten bleibt.

Thomas Matter ist Präsident der Neuen Helvetischen Bank, Inhaber der Matter Group AG und SVP-Nationalrat.

Unliebsames Erfolgsmodell

Das Initiativrecht steht unter Beschuss. Kritiker klagen über eine «Flut» von Begehren und wollen die Hürden erhöhen. Die Volksinitiative droht ihre Funktion als Korrektiv von unten zu verlieren.
Von Lukas Leuzinger und Claudio Kuster

Das Unbehagen über die direkte Demokratie ist kein neues Phänomen. Bereits 1997 publizierte eine Gruppe von Intellektuellen, unter ihnen Silvio Borner und Daniel Thürer, einen Band mit dem provokativen Titel «Wieviel direkte Demokratie verträgt die Schweiz?». Diese Frage scheint heute wieder en vogue zu sein. Anschauungsunterricht bieten derzeit die parlamentarischen Ränkespiele über die (Un-)Gültigkeit von Volksbegehren. So überboten sich die Ständeräte mit insinuierten Gründen, warum die Durchsetzungsinitiative der SVP als Ganzes ungültig sei: Sie betreffe die Gesetzes- statt die Verfassungsstufe, sie sei unverhältnismässig, überhaupt seien Durchsetzungsinitiativen «ein Bruch der Spielregeln». Dass keiner der vorgebrachten Ungültigkeitsgründe zu jenen gehört, die laut Bundesverfassung zulässig sind, scheint die Parlamentarier nicht gestört zu haben.

Massenhaft «propositions» in Kalifornien

In die gleiche Kerbe hauen all jene, die die Initiativhürden generell erhöhen wollen. Jüngst sind die Rufe lauter geworden, die erforderliche Unterschriftenzahl für Volksinitiativen hochzuschrauben. So reichte Nationalrat Karl Vogler (CSP, OW) ein entsprechendes Postulat ein, auch die von der Bundeskanzlei eingesetzte Denkgruppe brütete über derartigen Vorschlägen. Begründet wird die Forderung nach höheren Hürden mit einer angeblichen «Flut» von Volksbegehren in jüngerer Vergangenheit. Wegen des Bevölkerungswachstums und neuer Möglichkeiten wie des Internets sei es heute viel zu einfach geworden, die nötigen 100 000 Unterschriften zu sammeln.

Bei genauerer Betrachtung ist von der behaupteten «Flut» allerdings nichts zu sehen: Die Zahl der Initiativen ist seit 1979 (erst seit dann werden sämtliche lancierten Initiativen erfasst) etwa konstant geblieben. Pro Urnengang gelangen im langjährigen Durchschnitt bloss eine bis zwei Initiativen zur Abstimmung. In der direkten Demokratie Kaliforniens wird den Stimmbürgern einiges mehr zugetraut. Werden in dem US-Bundesstaat die Stimmzettel verteilt, so finden sich darauf nicht selten ein ganzes Dutzend «propositions», wie Volksbegehren dort genannt werden – manchmal auch über zwanzig.

Auch hinter die Behauptung, es sei heute einfacher als früher, 100 000 Unterschriften zu sammeln, muss ein grosses Fragezeichen gesetzt werden. Denn seit der Einführung der

Briefwahl Mitte der 1990er Jahre ist die eintragsreichste Unterschriftenquelle versiegt: die Urnenlokale. Lange Zeit füllten an Abstimmungswochenenden die heranströmenden Stimmberechtigten verhältnismässig schnell und einfach die Sammelbögen. Heute bewegt sich kaum noch jemand an die Urne.

Über Reformen der direkten Demokratie darf man selbstverständlich diskutieren. Auffallend ist allerdings, dass gerade jetzt die Rufe nach Einschränkungen des 123-jährigen Initiativrechts lauter werden, da nationale Initiativen erstmals regelmässig Erfolge feiern. Offenbar

ist die Volkssouveränität für viele Parlamentarier nur so lange hinnehmbar, als das Volk mehrheitlich den Direktiven aus dem Bundeshaus gehorcht.

Das ist aber gerade bei Volksinitiativen heute seltener der Fall. Denn während die Zahl der Volksinitiativen, über die abgestimmt wurde, seit Ende 1970er Jahre relativ konstant blieb, nahm die Zahl der angenommenen Initiativen stark zu. Allein seit der Jahrtausendwende haben die Stimmbürger zehn Initiativen angenommen. Zuvor waren es in über hundert Jahren deren zwölf gewesen. 2014 winkten Volk



Aus Missfallen über einzelne Volksbegehren das Initiativrecht beschneiden.



57,5 Prozent Ja: Minarett-Initiative, 2009.

und Stände erstmals in der Geschichte gleich zwei Initiativen in einem Jahr durch.

Sowohl bei der Kontroverse über die Gültigkeit als auch über die höheren Hürden für Initiativen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass staatsrechtliche Überlegungen nur vordergründig eine Rolle spielen. Erhellend ist, dass die Diskussion zuverlässig entlang der Parteigrenzen verläuft. Die rechtliche Beurteilung der Gültigkeit ist längst zu einer politischen Entscheidung verkommen. Unliebsamen Initiativen will man nicht mühsam im «Rössli», «Sternen», in Mehrzweckhallen entgegentreten, sondern sie elegant im «Café Fédéral» erledigen. Angesichts dieser Interessenkonflikte stellt sich die Frage, ob das Parlament für die rechtliche Beurteilung die geeignete Instanz ist.

Landesrecht über Völkerrecht?

Die parteitaktischen Winkelzüge im Parlament sind umso bedauerlicher, als die Diskussion über umstrittene Initiativen an sich richtig und wichtig wäre. Dass die Forderungen der Initianten vermehrt und teilweise bewusst mit völkerrechtlichen Vereinbarungen kollidieren, ist in der Tat heikel. Dieses Dilemma löst sich aber nicht, indem man solchen Initiativen von vornherein den Stecker zieht. Dadurch wird die Skepsis gegenüber internationalen Abkommen nur noch verstärkt. Genauso wenig wie das Landesrecht absolut über Völkerrecht gestellt werden soll, wie das die SVP fordert, sollen völkerrechtliche Verträge direkt demokratisch unantastbar sein. Vielmehr soll auch das Völkerrecht Teil der demokratischen Debatte sein. Internationale Vereinbarungen wie die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) sind viel zu wichtig, als dass sie diesem Diskurs entzogen werden sollten. Sinnvoll wäre indes, dass



Im Juni lanciert: gegen die Fernseh-Gebühren.

die Stimmbürger klarer über die Auswirkungen von Abstimmungen informiert sind – und zwar bereits vor dem Urnengang. Dazu bieten sich zwei Reformen an:

1 — Die Bundeskanzlei prüft Initiativbögen schon heute vor Sammelbeginn auf Formalien. Zusätzlich sollte sie eine fakultative inhaltliche, jedoch nichtbindende Vorprüfung vornehmen. Dies wäre ein Gewinn für die Initianten, da sie dadurch besser abschätzen könnten, ob ihr Begehren Gefahr läuft, später für ungültig erklärt zu werden. Diese Dienstleistung würde zu nichts verpflichten, jedoch dann auf auslegungsbedürftige bis heikle Forderungen hinweisen, wenn der Verfassungsentwurf noch angepasst werden kann. Warnhinweise auf Sammelbögen, wie es der Bundesrat vorschlug, wären indessen eine unnötige Bevormundung der Bürger.

2 — Heute ist bei Initiativen oftmals unklar, ob sie Völkerrecht verletzen und – falls ja – wie sie umgesetzt werden sollen: Soll der vorgelegte Verfassungsartikel strikt gelten oder im Rahmen der bestehenden völkerrechtlichen Verpflichtungen angewandt werden? Da kein demokratisches Organ über dem Schweizer Souverän steht, müssen ihm beide Varianten offenstehen. Damit aber das Recht der Stimmbürger auf eine unverfälschte Stimmabgabe gewährleistet bleibt, muss bereits vor dem Urnengang klar sein, wie allfällige Konflikte mit internationalem Recht gelöst würden. Daher sollen die Initianten bereits bei der Lancierung angeben, wie sie sich die Umsetzung vorstellen. Die Stimmbürger könnten so *en connaissance de cause* abstimmen; unliebsame Überraschungen und Koketterie würden vermieden.



65,3 Nein: 1:12-Initiative, 2013.

Diese beiden sanften Reformen würden die direkte Demokratie stärken, weil sie von Beginn weg für mehr Klarheit sorgen. Gleichzeitig vermeiden sie problematische Einschränkungen des Initiativrechts.

Die aktuellen Diskussionen sind bislang zu stark Output-orientiert: Offenbar stören sich viele Politiker an den Initiativen, die vors Volk gelangen und teilweise gar noch Zustimmung finden. Wichtig wäre, auch die Input-Seite zu berücksichtigen: Wie gut ist der Zugang der Bürger zum politischen Prozess? Eine Erschwerung des Initiativrechts würde letztlich just engagierte Bürger treffen, die wenig finanzielle Ressourcen zur Verfügung haben. Die SVP oder die Gewerkschaften hingegen sind in der Lage, auch 200 000 oder notfalls 300 000 Unterschriften zu sammeln. Die finanzstarken und gut vernetzten Interessengruppen, die bereits über beträchtlichen Einfluss im Parlament verfügen, könnten also weiterhin Initiativen vors Volk bringen, während Bürgergruppierungen faktisch ausgeschlossen würden. Die Volksinitiative würde so von einem Korrektiv von unten zu einem Machtinstrument von oben.

Die direkte Demokratie ist für Politiker un bequem, weil sie Parlament und Regierung kontrolliert und zuweilen zurückpfeift. Doch sollte man sich ihre Vorteile vor Augen halten, bevor man aus Missfallen über einzelne unliebsame Volksbegehren das Initiativrecht beschneidet.

Lukas Leuzinger ist Journalist, Claudio Kuster politischer Sekretär. Sie schreiben für den Blog napoleonsnightmare.ch zu staatspolitischen Themen.

Der Islam in der Krise

Der Blutsturm der Islamisten stösst die muslimische Welt an den Rand einer noch nie dagewesenen Katastrophe. Statt ihre Fehler einzusehen, flüchten sich die autokratischen und korrupten muslimischen Staatschefs in Verschwörungstheorien. *Von Ahmed Rashid*

Wenn sich die Geschichte wiederholt, sei es wegen menschlicher Schwächen, Wut oder Unfähigkeit, ist das, was dabei herauskommt, immer ein jämmerlicher, widerwärtiger Abklatsch des Originals. Die vielfältigen Krisen in der aktuellen islamischen Welt und der dramatische Aufstieg der Organisation Islamischer Staat im Irak und in Grosssyrien (Isis) gehen zurück auf den Aufstieg der Taliban im Afghanistan von 1993. Das Aufkeimen extremer Ideen und Ideologien, die als islamische ausgegeben werden, doch allen echten Muslimen und dem Rest der Menschheit ein Gräuel sind, ist nur ein immer hässlicheres Spiegelbild dessen, was in den vergangenen zwanzig Jahren geschehen ist.

Die extremistischen sunnitischen Bewegungen, die heute Zivilisten umbringen – Boko Haram in Nigeria, al-Schabab in Somalia und Kenia, Isis, al-Qaida und andere Gruppierungen im Nahen Osten, die Islamische Bewegung Usbekistans in Zentralasien, die Taliban in Afghanistan und Pakistan sowie Bewegungen im Jemen, in Mali, Libyen und Niger –, wollen alle eine intolerante Version des Islam und deren Einhaltung durchdrücken. Zugleich entfesseln sie Genozide gegen Minderheiten wie die Schiiten im Bestreben, den Islam von Abtrünnigen zu säubern, wobei ihnen entgeht, dass sie selbst die schlimmsten Abtrünnigen sind.

Die Brille der Terrorismusbekämpfung

Für diese Gruppen ist Religion wichtiger, als der Bevölkerung Güter und Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen, vom Zerfall bedrohte Staaten zu beschützen oder zerfallene Staaten wiederaufzubauen. Die Vorstellung, dass ein Staat zerfallen kann, gibt es bei ihnen gar nicht, denn wenn ein Regime die Bevölkerung nur dazu zwingt, richtig zu beten, wird der entsprechende Staat automatisch gerettet, gesegnet und entsprechend gut funktionieren.

Das glaubten die Taliban, als sie Afghanistan beherrschten, und diese Vorstellung hat mit dem Isis einen neuen Höhepunkt erreicht. Westliche Demokraten oder Regierungen, die alles durch die Brille der Terrorismusbekämpfung sehen, können diese neue Welle islamischen Nihilismus schlicht nicht verstehen.

Doch jetzt ist es Zeit für ein bisschen Geschichtsunterricht. Als die afghanischen Mudschahedin in den achtziger Jahren gegen die Sowjets kämpften, waren Nationalismus und der islamische Dschihad ihre offiziellen Triebkräfte, doch in vielerlei Hinsicht war das nichts an-

deres als die islamisierte Version eines nationalen Befreiungskriegs, wie es sie in den sechziger Jahren gegeben hatte. Die Mudschahedin waren islamistische, nationalistische Freiheitskämpfer. Als sie nach dem Abzug der Sowjets einander zu bekämpfen begannen, traten die Taliban auf den Plan, die eine so rückwärtsgerichtete und drakonische Version des Islam durchsetzten, wie man sie noch nie erlebt hatte.

Die Taliban und ihre Ideologie waren die Folge der Zerstörung von allem – des Staates, des harmonischen Zusammenlebens verschiedener Ethnien, des Stammessystems und der Traditionen – nach so vielen Jahren des Krieges. Den Taliban ging es nicht darum, den zerfallenen Staat aufzubauen oder dessen Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen, sondern, ein Justiz- und Strafsystem einzurichten, das gegen Frauen und Minderheiten, insbesondere die Schiiten, gerichtet war.

Al-Qaida nutzte dieses staatliche Vakuum. Hier gedieh sie, und von hier aus führte sie ihren weltweiten Dschihad gegen den Westen und arabische Regime. Doch die internationale Tätigkeit al-Qaidas war etwas ganz anderes als die lokale der Taliban, die sich wohl viel länger hätten halten können, hätte al-Qaida den Anschlag vom 11. September nicht verübt.



Abtrünnige töten: Boko-Haram-Führer Shekau.



«Alle schiitischen Heiligtümer zerstören»:

Der Isis und verwandte Gruppierungen sind viele Schritte weiter gegangen als die Taliban. Der Isis hat seine Vision von einem neuen islamischen Kalifat auf Flugschriften dargelegt, die 2007 veröffentlicht wurden. Darin hat die Religion den absoluten Vorrang, ist wichtiger als die Wirtschaft oder der Aufbau eines Staates. Das einzige säkulare Ziel des Isis sind die Zerstörung der alten kolonialen Grenzen und die Verschmelzung von Teilen des Iraks und Syriens zu einem neuen Staat.

Ein weiterer neuer Faktor ist die Austauschbarkeit der Schlachtfelder. So wie die Taliban Pakistan und Afghanistan benutzen können als Schlachtfelder, für die Logistik oder als Zu-

Es droht ein Genozid der Sunniten an den Schiiten, die in der islamischen Welt in der Minderheit sind.

fluchtsstätten, so benutzt der Isis den Irak und Syrien und verfährt Boko Haram mit Nigeria und dessen Nachbarländern. Sie müssen keine Landesgrenzen respektieren, was ihnen das Überleben sehr erleichtert und es umso schwieriger macht, sie zu besiegen.

Der Westen, vor allem die USA, macht den Fehler, das ganze Schachbrett der Krisen nach wie vor als etwas zu betrachten, dem man mit Armee-Einsätzen und Terrorismusbekämpfung begegnen soll. Präsident Obamas einzige Antwort auf die gegenwärtige Offensive des Isis war, am 28. Mai in West Point zu verkünden, man habe ein neues 5-Milliarden-Dollar-



Anschlag auf Moschee in Mossul.

Budget gesprochen, damit amerikanische Sondertruppen ausländische Armeen für die Terrorismusbekämpfung ausbilden können.

Man hat nicht den geringsten Versuch gemacht, zu verstehen oder zu erklären, warum muslimische Staaten zerfallen und warum im Herzen des Nahen Ostens ein neuer Staat entstehen könnte, der eine Bedrohung wäre für seine arabischen Nachbarn, Israel und die Erdölversorgung der ganzen Welt. Noch scheint man zu bemerken, dass nun ein Korridor geschaffen worden ist, durch den der islamische Extremismus direkten Zugang hat zum Mittelmeerbecken und damit zu Europa.

Jeder Staat ist aus anderen Gründen zerbrochen, im Irak kommen sie alle zusammen: die missglückte Besetzung des Iraks durch die USA, der Bürgerkrieg im Nachbarland Syrien, die Inkompetenz und Korruption der schiitisch dominierten Regierung, die Sunniten und Kurden die Regierungsbeteiligung verweigert, totale Abhängigkeit des Iraks vom Iran und die Tatsache, dass der Irak ein zerfallener Staat ist.

Der wichtigste Faktor für den Zerfall sind die autokratischen, korrupten und unfähigen Oberhäupter so vieler muslimischer Staaten. Statt ihre Fehler einzusehen und sich um die wirtschaftliche Entwicklung zu kümmern, tendieren all diese Staatsoberhäupter mehr oder weniger dazu, Aussenstehende der Verschwörung gegen sie zu bezichtigen. Am liebsten beschuldigt man natürlich die USA, Israel, Europa und die Nachbarstaaten.

Der zweite Faktor für den Zerfall ist, dass islamische Extremisten und muslimische Staaten



Neue Welle islamischen Nihilismus: Al-Schabab-Krieger bei Mogadischu, Somalia.

immer sehr rasch den Minderheiten die Schuld zuschieben. Isis-Führer haben angekündigt: Sobald sie zu den im Südirak liegenden Städten Kerbala und Nadschaf vorgedrungen seien, würden sie alle schiitischen Heiligtümer und Moscheen zerstören. Damit droht ein Genozid der Sunniten an den Schiiten, die in der islamischen Welt in der Minderheit sind. Sollten die Isis-Führer ihre Drohung wahr machen, wäre das militanten Sunniten ein Ansporn, alle Schiiten anzugreifen, was wiederum die militanten Schiiten dazu veranlassen würde, sich weltweit an Sunniten zu rächen. Ausser im Irak und in Syrien gibt es im Jemen, in Pakistan und Bahrain sunnitisch-schiitische Glaubenskämpfe. Doch auch wenn die Schiiten bei al-Qaida verhasst sind, hat die Organisation nie zu einer Vernichtung aller schiitischen Heiligtümer oder gar zu einem Genozid aufgerufen.

Mit anderen Worten: Bei dem Krieg, den die militanten Gruppierungen führen, geht es nicht darum, Washington oder London anzugreifen, Macht zu erringen oder Territorium zu erobern, sondern darum, den Islam zu säubern, wie sie das sehen, und ein möglichst durch und durch sunnitisches Reich zu gründen. Nur dann, glauben sie, werden der wahre Kalif und das wahre Kalifat sich offenbaren.

Muslimische Friedenstruppen

Dieser unmittelbar drohenden Katastrophe sollte nicht nur der Westen, sondern vielmehr auch die vereinte muslimische Welt entgegenwirken – doch dafür gibt es keinerlei Anzeichen. Der Iran und Saudi-Arabien sollten ihre Feindschaft beenden, sich zusammenschließen und mit dem Isis verhandeln. Die Organisation für Islamische Zusammenarbeit sollte eine wesentliche diplomatische Rolle übernehmen, doch von ihr hört man keinen Ton. Muslimische Friedenstruppen sollten Nadschaf und Kerbala beschützen.

Wir stehen am Rand einer noch nie dagewesenen Katastrophe innerhalb der muslimischen Welt, und allenthalben fehlt es an Verständnis, Weisheit, Führungskraft und Hoffnung.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer.

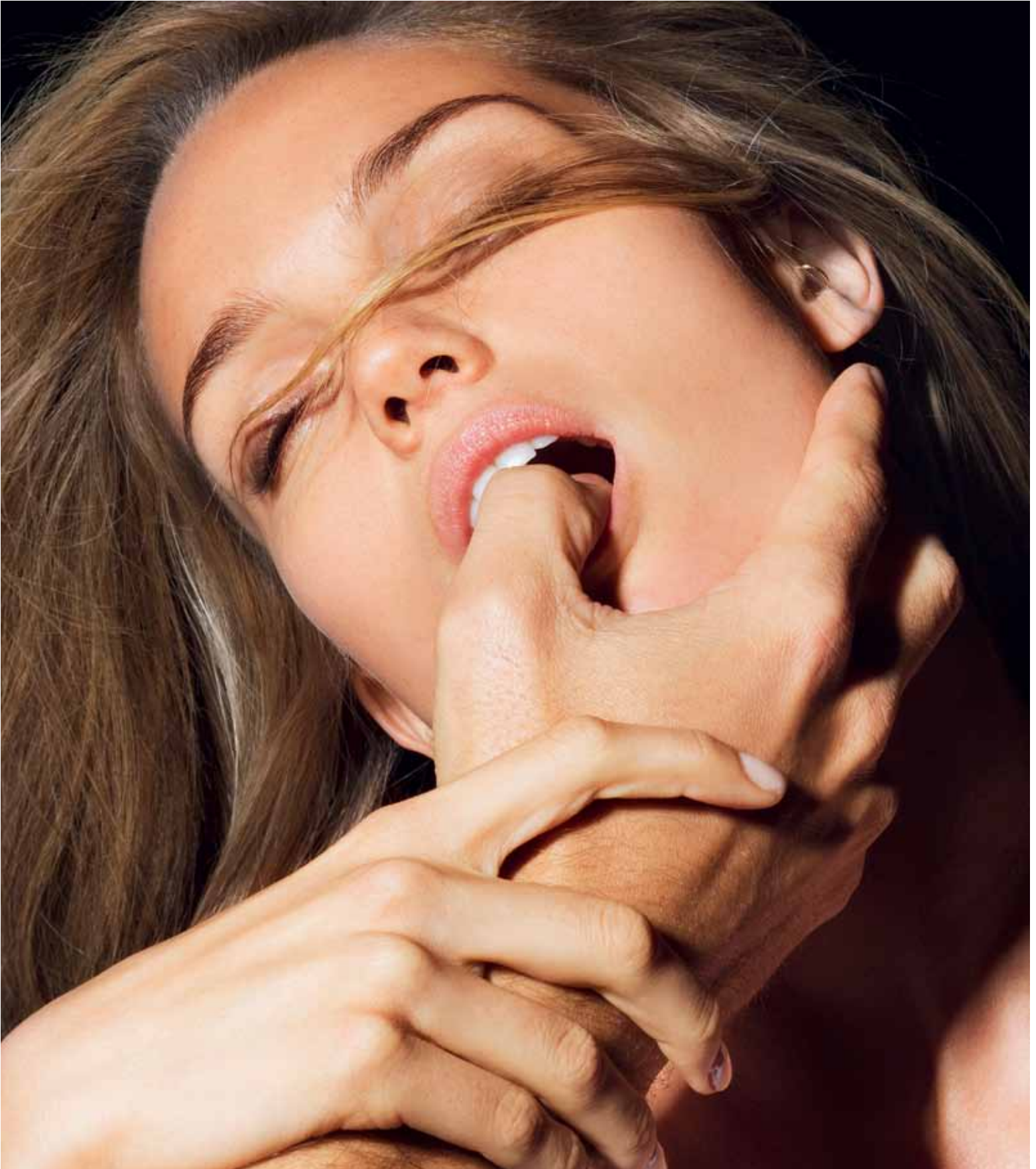
Ahmed Rashid, 66, ist profunder Kenner der Taliban und Autor von fünf Büchern über Afghanistan, Pakistan und Zentralasien. Zuletzt ist auf Englisch «Pakistan on the Brink. The Future of Pakistan, Afghanistan and the West» erschienen. Er wohnt mit seiner Familie in Lahore.



Warum Frauen immer Sex wollen

Sieben Irrtümer über Sexualität und Liebe – fünf Tipps, wie Sie häufiger Sex haben.

Von *Christian Thiel*



Was hat das mit Fortpflanzung zu tun?

Irrtum Nummer eins: Sex ist entbehrlich — Männer wollen Sex. Immer. Frauen haben Kopfschmerzen. Das erzählen heute nur noch Grosseltern. Moderne Paare leben anders. So wie Mareike und Sven. Sie will Sex – er nicht. Ein häufiger Fall. Kommt es schlimm, und in Paarberatungen und Paartherapien kommt es oft schlimm, dann will er gar keinen Sex mehr, keine Küsse, keine Umarmungen und auch keine persönlichen Gespräche. Er will überhaupt keine Intimität mehr und ist doch fest davon überzeugt, dass alles trotzdem gutgeht.

Klaus und Sonja versuchen zwei Karrieren und eine Partnerschaft unter einen Hut zu bringen. Das Paar ist Mitte dreissig und arbeitet beinahe rund um die Uhr. Sex findet nicht mehr statt. Die beiden sind in der Regel zu müde. Klaus und Sonja leben als Dinos (*double income, no sex*), wie Forscher solche Paare nennen. Heute in New York, morgen in Kalkutta und zwischendurch kurz ein Anruf oder ein Mail an die Partnerin. Am Wochenende werden Akten durchgearbeitet und Freunde. Sex? Lieber nicht. Die beiden sind viel zu geschafft von der anstrengenden Woche. Glauben Sonja und Klaus auch, dass das gutgeht mit so viel Arbeit und null Sex? Aber sicher!

So offen in Talkshows über Sexualpraktiken debattiert wird, bei denen unsere Grossmütter schamrot geworden wären – in Partnerschaften geht es oft alles andere als hoch her. Man spielt Brüderlein und Schwesterlein und gibt sich der trügerischen Hoffnung hin, dass Sex entbehrlich ist. Ein Blindflug. Und ein gefährlicher Traum.

Irrtum Nummer zwei: Sex dient der Fortpflanzung — Kaum ein anderes Lebewesen auf diesem Planeten hat so oft Sex wie wir Menschen. Kaum ein anderes Lebewesen genießt Sexualität so sehr wie wir Menschen. Und kaum ein anderes gibt seinen Liebespielen so viel Raum wie wir. Der menschliche Sexualakt reicht von ein paar Minuten (der Quickie) bis zu mehreren Stunden bei Frisch-

Kaum ein anderes Lebewesen genießt Sexualität so sehr wie wir Menschen.

verliebten. Die Bonobos, eine Unterart der Schimpansen, benötigen gerade einmal fünfzehn Sekunden.

Alles zusammen, die Häufigkeit der menschlichen Sexualität, die schiere Zeit, die wir für Sex aufwenden, und die grosse Lust, die wir dabei empfinden, sind im gesamten Tierreich einzigartig. Sex ist in der Natur kein seltenes Phänomen. Viele Arten haben Sex. Sex ist eine effektive Fortpflanzungsstrategie. Aber die allermeisten nutzen ihn nur zur Fortpflanzung. Was aber hat es mit Fortpflanzung zu

tun, wenn ein Paar Sex hat, obwohl die Frau bereits schwanger ist? Warum haben Menschen Sex, wenn die Frau das Stadium der Fruchtbarkeit bereits hinter sich hat? Und warum haben Menschen Hunderte, Tausende Male häufiger Sex, als für die Fortpflanzung nötig ist? Und warum macht uns das so viel Spass? Geben wir es zu – um Fortpflanzung geht es uns so gut wie nie. Wir wollen den Genuss. Und wir wollen ihn oft. Männer wie Frauen. Beide Geschlechter lieben Sex. Auch das ist sehr selten in der Natur. Wozu braucht es einen weiblichen Orgasmus? Zur Fortpflanzung jedenfalls nicht.

Irrtum Nummer drei: Die Liebe ist unerklärlich — Der Mensch und der Sex – vielleicht hilft uns ja ein Ausflug zu unseren Anverwandten weiter, um unser Verhältnis zum Sex und seine Bedeutung für eine stabile Partnerschaft zu verstehen. Hier in Europa sind dies – die Fledermäuse. Sie sind Säugetiere wie wir. Und sie lebten vor Jahrmillionen auf den Bäumen wie wir. Später dann wuchsen ihnen Flughäute, wir entwickelten den aufrechten Gang.

Die Fledermäuse kennen kein erfüllendes Sexualleben. Im schlimmsten Fall handelt es sich bei ihnen um etwas, was wir Menschen als Vergewaltigung bezeichnen würden: Die Männchen zerren die schon halb im Winterschlaf erstarrten Weibchen herunter und begatten sie. Im besten Fall praktizieren sie eine Form von Gelegenheitssex. Die Mutter sieht den Vater ihres Kindes danach nie wieder. Sie bringt es zur Welt, ernährt es einige Wochen lang mit Leckereien – fertig. Das Fledermausjunge fliegt spätestens nach drei Monaten davon und kehrt nie wieder zurück.

Die Kindheit ist nicht nur bei den Fledermäusen so kurz. Alle Lebewesen haben eine wesentlich kürzere Kindheit als wir Menschen. Sie macht bei uns, rechnet man die Jugend mit hinzu, bis zu einem Drittel unserer Lebenszeit aus. Ein junger Mensch braucht ja nicht nur Nahrung und Schutz für viele Jahre, er braucht auch eine lange Unterweisung in all den Dingen, die ein Überleben von Menschen auf diesem Planeten möglich machen. Und er braucht dies nicht nur von einem Elternteil wie die Fledermäuse. Er braucht nach Möglichkeit beide Eltern.

Deshalb verlieben wir Menschen uns. Deshalb gibt es die Liebe. Und deshalb macht Sex Menschen so viel Spass. Sexualität bindet uns aneinander. Ein Paar soll zusammenbleiben, um seine Kinder gemeinsam grosszuziehen. Das ist der rationale Kern der Liebe und der tiefere Grund für die grossen Freuden der menschlichen Sexualität. Deshalb macht Sex so viel Spass.

Irrtum Nummer vier: Menschen können nicht treu sein — Es ist Zeit, dass wir von

Hormonen sprechen. Oder von den Wüstenwühlmäusen. Oder besser noch: von beiden. Auch in der Natur gibt es ausgesprochen treue Lebewesen. Wie die Wüstenwühlmaus. Ein hohes Mass an Oxytocin in ihrem Blut macht ihre Bindung an den Partner oder die Partnerin exklusiv. Keine Untreue! Oder zumindest nur selten.

Die logische Folge: Beide Geschlechter sind gleich häufig untreu.

Oxytocin ist die Antwort der Natur auf ein sehr komplexes Problem. Die Bindung der Mutter an das Kind wird bei Wüstenwühlmäusen wie beim Menschen über das Hormon Oxytocin hergestellt. Und gleichzeitig dient es auch dazu, die Partner aneinander zu binden.

Oxytocin ist ein wundersamer Stoff. Es sorgt dafür, dass Paare sich leichter einigen können, wenn sie einen Konflikt besprechen. Oxytocin fliesst durch unser Blut, wenn wir frisch verliebt sind und an die Geliebte denken. Oder wenn wir unseren Ehepartner nach einem langen Arbeitstag innig umarmen und küssen. Und Oxytocin ist mit von der Partie, wenn wir uns in heissem Verlangen aneinander schmiegen. Der Gipfel des Oxytocingehalts in unserem Blut ist erreicht, wenn wir den Höhepunkt erreichen. Der Orgasmus ist eine angenehme und wundersame Frischzellenkur, Beruhigungsmittel und Stressabbau in einem.

Oxytocin sorgt dafür, dass nach einem One-Night-Stand zumindest einer der beiden Beteiligten sehnsüchtig auf das Telefon schaut und sich fragt, ob er oder sie wohl anrufen wird. Kein Wunder. Versorgt Sex uns doch mit einer angenehm warmen Dusche von Bindungshormonen. Das hat Folgen. Gefühle sind nie weit entfernt, wenn wir übereinander herfallen.

Mehr als 95 Prozent aller Paare wünschen sich eine treue Beziehung. Ist die Partnerschaft gut, dann gelingt dieses Vorhaben auch. Verflacht die Beziehung aber im Desinteresse am anderen oder gleitet sie gar ab in ein unablässiges Gegeneinander, dann entfalten die Kirschen in Nachbars Garten ihre grosse Anziehungskraft. Für Männer wie für Frauen. Denn auch Frauen lieben Sex und das ganz besondere Gefühl von Verbundenheit, der mit ihm einhergeht. Die logische Folge: Beide Geschlechter sind gleich häufig untreu, ganz anders als die Theorie vom Mann, der angeblich seinen Samen breit streuen muss, es uns glauben machen will.

Irrtum Nummer fünf: Untreue bringt neuen Schwung in die Partnerschaft — Ronald hat eine Affäre mit seiner Kollegin Maria.

«Meine Frau hat keine Lust auf Sex», sagt er zur Begründung. Doch was erklärt das schon? Warum hat sie keine Lust? Seit wann? Was hat die ehemalige Leidenschaft erkalten lassen? Oder hatten die beiden schon damals, als sie verliebt waren, «keine Lust», wie Ronald sagt? Spannende Fragen, die sich Roland allerdings nicht stellt. Was soll schon falsch daran sein, wenn er mit Kollegin Maria dann und wann das Bett teilt? Seiner Beziehung werde das nicht schaden, denkt er.

Falsch. Fragt man genauer nach, dann wird klar, dass Ronald bei Maria weitaus mehr sucht als Sex. Sie hört ihm aufmerksam zu. Ihre Augen leuchten, wenn sie mit ihm spricht. Sie kritisiert ihn nicht. Sie gibt ihm im Gespräch genau das, was ihm in seiner Ehe fehlt: Anerkennung, Bestätigung, Wertschätzung und Respekt. Gewöhnt er sich daran, das alles von Maria zu bekommen, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass er in Zukunft wieder vermehrt Anerkennung, Bestätigung, Wertschätzung und Respekt von seiner Frau bekommt. Eine schlechtlaufende Partnerschaft wird auf diese Weise noch schlechter.

Ronald wird noch seltener ein Leuchten in den Augen seiner Frau sehen. Der Sex der beiden bleibt routiniert und lieblos. Sein Herz wird in Zukunft an Maria hängen. Seine Familie, sein Haus, der tägliche Umgang mit seiner Frau und den Kindern werden unablässig bedroht sein durch die Gefühle, die ihn mit einer anderen verbinden. Mit einem Bein hier, mit dem anderen dort, wird Ronald kein wahres Zuhause mehr haben.

Bringt Untreue also Bewegung in Ronalds Partnerschaft? Irgendwie schon, doch ganz anders als gedacht. Untreue versetzt seiner stolpernden Beziehung einen Schubs in Richtung Abgrund.

Fragt man untreue Partner, was sie an der Untreue so anziehend finden, dann bekommt man überraschende Antworten. Über achtzig Prozent von ihnen berichten von den Gefühlen, die daran beteiligt sind. Gefühl und Sex lassen sich beim Menschen nur schwer trennen. Verständlich, wenn man die hormonelle Lage bedenkt. Die positiven Gefühle sind aber auch eine gute Rechtfertigung für den Seitensprung. Sind Gefühle mit im Spiel, dann ist jeder Untreue gefühlt im Recht. Folgt er doch nur dem Weg, den sein Herz ihm weist.

Wohin führt dieser Weg? Jedenfalls nicht in eine stabile Partnerschaft. Nur aus drei Prozent aller Affären wird je eine langfristige Beziehung. Und wenn, ist es die am meisten gefährdete Partnerschaftsform. Kein Wunder, denn sie begann mit Untreue. Das schürt Unsicherheit zwischen den Partnern und verringert die Aussichten auf eine stabile Liebe.

Irrtum Nummer sechs: Erst kommt die Lust, dann der Sex — Guter und häufiger Sex ist

auch eine Frage der Entscheidungen, die wir treffen. Guter Sex ist häufiger Sex, auch das wollen unsere Hormone so. Haben wir oft Sex, dann fühlt er sich besser an. Aber Sex braucht Zeit, die wir allzu gerne für andere Aktivitäten aufwenden, zum Beispiel für Facebook, Fernsehen, Fussball. Alles wichtiger. Achtzig Prozent der englischen Smartphone-Besitzer haben ihr Handy schon benutzt, während sie Sex hatten. Jede Fussballweltmeisterschaft sorgt für wochenlange Tristesse in den Betten der fussball-

Bringt Untreue Bewegung in die Partnerschaft? Irgendwie schon, doch ganz anders als gedacht.

begeisterten Nationen. Nächtliche Jubelschreie statt abendlicher Ekstase. Keine Frage: Oft setzen wir unsere Prioritäten falsch.

Und dann ist da noch der Unsinn, auf die Lust zu warten, bevor es zum Sex kommt. Viele sogenannte Naturvölker haben jeden Abend Sex. Wie machen die das nur? Ganz simpel: Sie fangen mit dem Sex einfach an, die erotische Stimmung stellt sich prompt ein. Die Lust kommt beim Tun. Und weil das so ist, kann ein Paar sich zum Sex auch schlicht verabreden. Sex auf Verabredung? Wieso denn nicht!

Dies ist Tipp Nummer eins für mehr Sexualität — Viele Paare haben schon mit diesem Tipp meine Praxis verlassen. Und hatten noch am gleichen Abend ihre erste Verabredung zum Sex. Sex-Dating ist ein Standardrat von Paar- und Sexualtherapeuten. Kaum ein Rat ist so wirkungsvoll wie dieser. Wirkungsvoller als Viagra, wirkungsvoller als Dessous und Sex-Toys.

Irrtum Nummer sieben: Dessous und Sex-Toys beflügeln die Erotik — Anne und Frank hätten es gerne einfach. Ein paar Dessous und ein Dildo sollen ihrem lahmen Sexualleben wieder Flügel verleihen. Die Hersteller dieser Utensilien versprechen ihnen wahre Wunder der sexuellen Erfüllung. Ein Irrweg. Die besten Sex-Tipps gibt es gratis. Aber sie machen



ein wenig Mühe. Mehr Mühe jedenfalls, als Anne und Frank sich machen wollen. Von Sex-Dating als Weg zu mehr Sex war gerade schon die Rede. Kommen wir zum Leuchten in den Augen des Partners oder der Partnerin.

Tipp Nummer zwei — Guter Sex setzt Intimität und Vertrautheit voraus. Interessieren Sie sich also täglich für all die Dinge, die Ihren Partner oder Ihre Partnerin bewegen. Sprechen sie jeden Tag über das, was er oder sie am Tag erlebt hat. Hören Sie ihr oder ihm aufmerksam zu. Führen Sie zwanzig Minuten lang ein Gespräch über den Tag. Mindestens. Dies ist eine der wichtigsten Massnahmen, um eine Partnerschaft und mit ihr die partnerschaftliche Sexualität lebendig zu erhalten. Sagt die Forschung. Und denken Sie immer daran: Untreue fängt mit mangelndem Interesse am Partner oder an der Partnerin an. Und mit dem fehlenden Leuchten in den Augen des anderen, wenn Sie beieinander sind.

Tipp Nummer drei — Sagen Sie jeden Tag, was Sie an Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin schätzen. Gönnen Sie ihm oder ihr also eine Portion Bestätigung. Bestätigung, Anerkennung und Respekt sind die gefühlsmässigen Grundlagen für guten Sex.

Tipp Nummer vier — Sagen Sie Ihrem Partner, wie schön Sie Sex mit ihm finden. So bestärken Sie das Verhalten, das Sie sich wünschen. Menschen lieben jede Form von Lob und Anerkennung. Auch Ihre Partnerin. Und auch Ihr Partner.

Tipp Nummer fünf — Reagieren Sie positiv, wenn Ihr Partner oder Ihre Partnerin Sie bei sexuellen Avancen zurückweist («Der Tag war so anstrengend! Du kannst dir gar nicht vorstellen, was bei uns los war»). Dieser Rat führt bei vielen Menschen zunächst zu Kopfschütteln. Ein Lob, wenn der andere keine Lust hat? Ja! Berechnungen des amerikanischen Partnerschaftsforschers John Gottman ergaben, dass eine Kritik bei Zurückweisung («Nie willst du!») die Wahrscheinlichkeit von Sex deutlich verringert. Bekommt der Partner aber eine kleine Anerkennung («Armer Schatz! Soll ich dir ein Bad einlassen?»), dann verdoppeln und verdreifachen sich die Aussichten für zukünftige sexuelle Freuden. Woran das liegt? Daran, dass der Partner sich verstanden und akzeptiert fühlt, auch wenn er mal viel Stress hat. Es vergrössert seine Bereitschaft, beim nächsten Angebot ja zu sagen. Oder in den nächsten Tagen selber ein erotisches Angebot zu machen.

Christian Thiel: Wieso Frauen immer Sex wollen und Männer immer Kopfschmerzen haben. Südwest. 224 S., Fr. 23.90

Ein Teil von

GENERATION M

NEU UND LIMITIERT

GREEN GOURMET

Family



Das Kochbuch für Migroskinder von heute und morgen

Das Familienkochbuch

124 Seiten

70 Rezepte

Lustige Wimmelbilder

Tolle Panda-Geschichte

famigros.

40%

11.85 statt 19.80

Kochbuch
Green Gourmet Family
40% günstiger für Famigros-
Mitglieder gegen Vorweisen der
Cumulus-Karte.



Das Kochbuch
entstand in
Zusammenarbeit
mit dem WWF.

Angebot gilt nur vom 1. 7. 2014 bis 29. 9. 2014, solange Vorrat.
Erhältlich in allen Migros-Filialen.

MIGROS
Ein M nachhaltiger.

Waberndes Misstrauen

Die Eifersucht hat ein mieses Image. Niemand mag hysterische Szenen, alle sind überfordert vom wild gewordenen Liebesleid. Mit kühlem Hirn und warmem Herzen über die Eifersucht nachzudenken, könnte Erleichterung bringen. *Von Klaus Heer*

Die Eifersucht ist das schwarze Loch im ehelichen Bermudadreieck, bestehend aus Qual, Angst und Misstrauen. Sie verschlingt Seelenfrieden und Zweisamkeit. Wie das eigentlich läuft mit dieser Eifersucht, weiss und versteht niemand genau. Dafür gibt es umso mehr Schauer märchen rund um das shakespeare'sche «grünäugige Monster».

Sie sei «die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft», kalauert alte denkerische Prominenz wie Friedrich Schlegel oder Franz Grillparzer, und viele Leute plappern es ihnen nach bis heute. Das klingt gescheit und reimt sich nett, ist aber voll daneben. Mit Leidenschaft hat Eifersucht nichts gemein, rein gar nichts. Kein Eifersüchtiger sucht derlei Leiden, nicht einmal der verdrehteste Masochist.

Eine Sucht ist sie auch nicht. Es fehlen ihr fast alle wichtigen Zutaten der Abhängigkeit und des möglichen Missbrauchs. Sie schmerzt und verstört viel zu extrem.

Gehört die Eifersucht vielleicht so untrennbar zur Liebe wie der Herzschlag zum Herzen? Ist also die Liebe tot, wenn sich keine Eifersucht mehr regt? – Nein. Die beiden Regungen haben nichts miteinander zu tun. Womöglich schlüssen sie sich sogar aus.

Zeigt Eifersucht nichts weiter an als kruden Besitzanspruch, der sich bedroht sieht? – Nein. Eifersucht ist viel mehr und sitzt viel tiefer als eine simple Einstellung oder Weltanschauung. Sie lässt sich nicht willentlich ab- oder umstellen auf «vernünftig».

Brenzlige Konkurrenz

Gibt es «grundlose» oder «krankhafte» Eifersucht? – Weder noch. Das sind Aufkleber, mit denen sich ein Verdächtiger zur Wehr setzt, indem er die Eifersüchteleien des anderen niedermacht oder pathologisiert. Damit heizt er aber bloss dessen Liebeswüten weiter an.

Stimmt es, dass Frauen vornehmlich auf emotionale Untreue ihres Mannes eifersüchtig reagieren, während Männer aushäusigen Sex ihrer Partnerin nicht vertragen? – Je länger, je weniger. Neue Studien entkräften diese alten Vorstellungen zunehmend als Vorurteile. Weibliches und männliches Denken und Empfinden nähern sich mehr und mehr an. Männer wie Frauen sind also nahezu gleichermassen irritierbar durch brenzlige Konkurrenz. Genauer: Jede und jeder wird *à sa façon* unselig.

Lässt sich Eifersucht abschaffen, ungefähr wie die Armee? – Nein. Offenbar braucht es beides. Seit ungefähr fünfzig Jahren gibt es immer

wieder verbissene Versuche, der Eifersucht den Garaus zu machen. Mit der «offenen Ehe», der Polyamorie, dem Swingerklub. Es geht nicht. Abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen. Einvernehmliches Fremdgehen ist ein herbromantisches Traumgebilde, das praktisch immer auf dem harten Boden der Realität zerschellt.

Ja, die Realität der Eifersucht ist hart. Dabei denke ich nicht an die grausigen griechischen Tragödien, etwa der elenden Medea von Euripides, nicht an den durchgeknallten Othello im 17. Jahrhundert oder an den «Tatort» und das Burghölzli heutzutage. Nein, die Liebesargwohn-Dramen in unseren eigenen vier Wänden, in unseren Schädeln und Bäuchen sind höllisch genug. Ich rede vom gewöhnlichen Liebeswahnsinn.

Der Schweizer Schriftsteller und Schauspieler Curt Goetz muss ihn an sich selbst erlebt haben, sonst träfe er den Nagel nicht so exakt auf den Kopf: «Ein Eifersüchtiger weiss nichts, ahnt viel und fürchtet alles.» Zu spüren, wie die vordem intakte Liebesgewissheit zu bröckeln und zu zerfallen beginnt, ist unerträglich.

Ein verstörender Velfrontenkrieg gegen diffuses, formloses Ungemach geht los. Wer und wo ist der Feind, der mich und meine Liebesheimat bedroht? Welche Waffen kann und soll ich einsetzen und gegen wen? Oder konzentriere ich mich besser auf die Rettung dessen, was mir lieb ist? Aber wie um Himmels willen? Mache ich, wie es scheint, mit allem, was ich tue und unterlasse, alles weiter kaputt? Mein geborstenes Vertrauen macht mich leidend und böse gleichzeitig. Soll ich dem Drang zu rasen nachgeben oder dem Strom der Tränen freien Lauf lassen? Das überall wabernde Misstrauen lässt mich verzweifeln: Bin ich tatsächlich zu allem fähig? Zu nahezu jeder Form des Übergriffs, nur um der quälenden Bodenlosigkeit ein Ende zu setzen?

Der Bürgerkrieg der Eifersucht spielt sich also in erster Linie auf dem Schlachtfeld in der Brust des Eifersüchtigen ab. Sein Dilemma ist total und total verworren. Er ist gleichzeitig klagend und anklagend, verängstigt und empört, dürstend nach versichernder Zuwendung und erbittert, quälend und selbst gequält.

Keine Empathie vom Partner

Das Paar redet stundenlang, oft auch nächtens. Doch das Ergebnis der «Gespräche» ist meist ernüchternd. Niemand fühlt sich verstanden, aber niemand gibt den Versuch auf, beim ande-

ren Verständnis zu erzwingen. Gefühlsschwallen auf beiden Seiten befeuern die Eskalation. Die Hilflosigkeit des Paares wächst mit der emotionalen Flut. Irgendwann kollabiert die Diskussion. Bis zum nächsten Mal.

Als professioneller Zeuge peinigender und peinlicher Eifersuchtsszenen wundere ich mich immer darüber, dass der Eifersüchtige mit keinerlei Empathie vom Partner rechnen kann. Er macht sich ja unmöglich, wirkt ätzend und nervt gewaltig. Hinter dieser Ablehnungsfront ist es schwierig, die Not des Eifersüchtigen zu sehen – was dessen Not natürlich radikalisiert und den Krieg zwischen den beiden aufrüstet.

Tatsächlich verstehe ich strenggenommen nicht oder fast nicht, in welcher abgrundtiefe Einsamkeit zwei eigentlich liebende Menschen

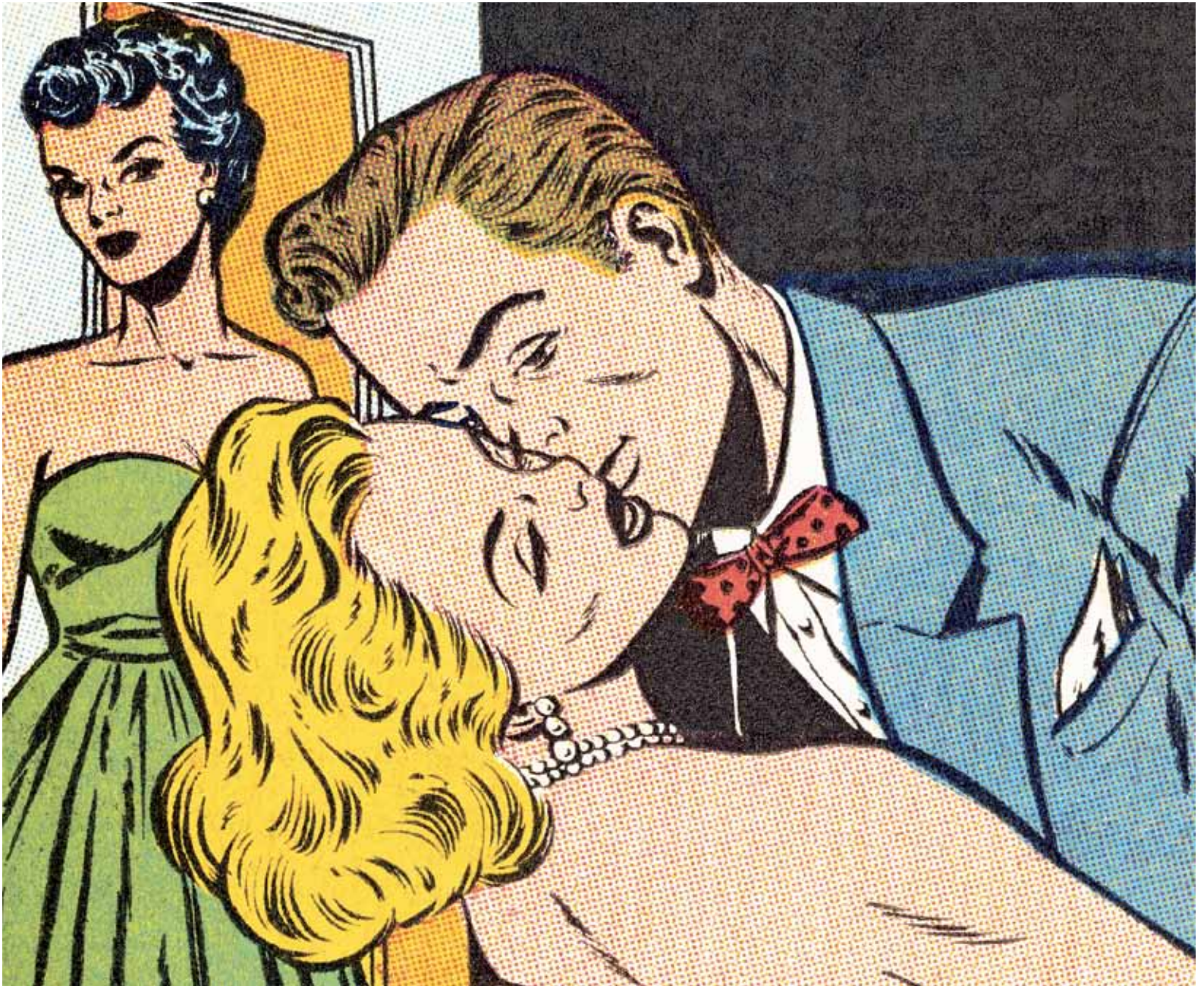
Wir wollen beides, das Abenteuer und die Sicherheit.

stürzen, weil den einen von ihnen der scheinbar abstruse Dämon der Eifersucht reitet. Ich habe es zwar schon Hunderte von Malen aus nächster Nähe mitbekommen und bin noch immer sehr begierig, mir einen gescheiten Reim auf das Drama rund um den akuten Liebesargwohn zu machen. Aber ich komme nicht weiter.

Theorien über die möglichen Gründe und Hintergründe der Eifersucht helfen mir nicht, im Gegenteil. Sie gehören zur psychischen Steinzeitausstattung des Menschen. Ohne sie wäre das Überleben des Urmenschen und damit unserer Gattung unwahrscheinlich gewesen, heisst es. Keine Menschenevolution ohne Eifersucht also? Warum ist dann meine Empathie für den eifersuchtsgeplagten Partner nicht ebenso elementar vorhanden?

Wenn doch die Angst vor dem Verlust des geliebten Gefährten an meiner Seite tief in meinen Knochen sitzt, warum fehlt mir genau diese emotionale Fantasie, sobald er sich in seiner Eifersuchtsqual windet?

Noch unverständlicher: Eine beliebte Psychodoktrin sagt bekanntlich, Eifersucht sei nichts als der Ausdruck eines Selbstwertdefizits. Wer sich selber nicht ausreichend liebenswert finde, werde eh an der Liebe seines Partners zweifeln und darum fürchten, ihn zu verlieren. Aber bitte, wessen Selbstwertgefühl ist über solche Zweifel erhaben? Der etwas Selbstverzagte ist doch auch der Sensible, oder? Wie kommt es, dass ich es nicht aushalte, wenn der Mensch, der



Gibt es da draussen nicht jemanden, der besser zu mir passt?

mir am nächsten steht, exakt diese menschliche Unsicherheit ausdrückt? Ich verstehe das nicht. Vielleicht, weil alles ein bisschen vertrackter ist, als man gewöhnlich annimmt.

Am Ende ist Eifersucht der Ausdruck eines kniffligen Paradoxons, das uns in die Verzweiflung treibt. Hin- und hergerissen zwischen zwei unvereinbaren starken Antrieben, möchten wir aufbrechen zu neuen Verliebtheits-hochs und gleichzeitig wohlig kuscheln in der zweisamen Geborgenheit. Wir wollen beides, das Abenteuer und die Sicherheit. Wenn es nun so aussieht, als beugte sich mein Partner weit, zu weit, vor in Richtung unberechenbares Wagnis, schrillt der Alarm.

«Unsere Liebe ist in Gefahr!», lärmt meine Frühwarnsirene. Gewöhnlich viel früher als bei meinem Partner, der das Risiko noch gar nicht wahrnehmen kann und wahrhaben will. Genau genommen könnte er mir dankbar sein, dass ich bei Sinnen bin, während er vielleicht ver-

sucht ist, im Hormonsuff zu gefährden, was ihm nüchtern genauso am Herzen liegt wie mir. Die Eifersucht ausmerzen zu wollen, käme dem Ansinnen gleich, einen Brand zu löschen, indem man den Feuermelder platt macht. Ohne Eifersucht gäbe es wohl kaum noch silberne oder goldene Hochzeiten und viel weniger stabile Familien. Das wäre doch schade.

Der Marktwert

Darum ist die Eifersucht nicht einfach die vielgeschmähte dunkle Seite der Liebe, sondern eher deren treue Wächterin, wach, hellichtig und manchmal zu allem entschlossen. Nämlich dann, wenn der wirre Partner zu allem fähig scheint, zu Betrug, Verrat und Kopflösigkeit. Der Eifersucht präventiver Eifer gebärdet sich zwar meist abstoßend, aber er hat bestimmt schon zahllose Ehebünde vor dem Bruch bewahrt. Ob wir wollen oder nicht, um uns herum verdichtet sich ja ein immer raueres

marktwirtschaftliches Klima der allgegenwärtigen Partnersuche: Gibt es da draussen nicht jemanden, der besser zu mir passt? Was ist mein Marktwert?

So folgen Trennungen immer schneller auf Trennungen, obwohl das eigentlich niemand will; Scheiden tut weh wie eh und je. Aber mächtig locken die Wonnen einer neuen Liebe. Die Natur hat uns eben mit keinem Treue-Gen ausgerüstet. Treu sein kommt uns zu oft mühselig und aufreibend vor. Ähnlich dornig wie der Treue-Antagonist Eifersucht.

Aber beide Themen wollen kultiviert sein, Treue und Eifersucht. Sie gehören zusammen. Was sich zu beißen scheint, soll sich küssen lernen.

Klaus Heer ist Paartherapeut und Autor mehrerer Bücher.

Mein Wunder von Bern

Sechzig Jahre ist es her, dass ich als sportbesessener Neuntklässler ein Wunder erleben durfte. Ich sah den WM-Final Ungarn – Deutschland! Im Wankdorf, im Stadion!

Von Hanspeter Born

«Die Vergangenheit ist ein fremdes Land; sie machen dort alles anders.» L.P. Hartley, «The Go-Between»

Die Fussballweltmeisterschaften 1954 waren bei weitem das Wichtigste, was ich in meinen fünfzehn Lebensjahren erlebt hatte. In meiner Klasse im feinen Literargymnasium Kirchenfeld, wo das ordinäre *Schutzen* verpönt war und wo man in den Turnstunden Schlag-, Völker- und Korbball spielen musste, hatte ich keinen einzigen Kameraden, der meine Begeisterung teilte. Den Geist galt es zu trainieren, nicht die Muskeln. Seit meinem siebenten Altersjahr jedoch hatte mich mein im Berner Arbeiterquartier Länggasse aufgewachsener Vater jeden Sonntagnachmittag an den *Mätsch* mitgenommen, wo wir auf der Stehrampe, abwechslungsweise im Neufeld und im Wankdorf, die Nationalligaspiele des FC Bern – bravo! – und von YB – pfui! – verfolgten. Papi – immer noch mit Hut und Krawatte oder bereits im Poloheemd? – rauchte unablässig seine Memphis-Filter. Ich durfte gelegentlich in der Pause ein *Isqrem* kaufen. Am Schluss des Spiels, als man entweder glücklich oder verstimmt abzotzelte, gab der Platz-Speaker die Zuschauerzahl bekannt, und am Lautsprecher erklang der Radetzky-Marsch. Fans, Sprechchöre, Gesänge? Das gab es nicht. Pfeifkonzerte schon und Rufe wie: «Schidsrichter, a ds Telefon.»

Höhepunkte meines Bubenlebens waren die Länderspiele. Der Europacup – heute Champions League – existierte noch nicht, und Fernsehapparat hatte man keinen. Also Länderspiele am Radio. Reporter Hans Sutter, von dem man wusste, dass er Schullektor war, und den man gerne nachahmte, oder – vermutlich bei Spielen im Ausland – Vico Rigassi, der gleichzeitig für die Landessender Beromünster, Sottens und Monte Ceneri abwechslungsweise in den drei Landessprachen temperamentvoll dahertrompetete.

Die göttlichen Ungarn

Jetzt also Weltmeisterschaften, gewissermassen Weihnachten im Sommer. Im *Bund* und im *Sport* verschlang ich jede Meldung über die anreisenden Mannschaften, über die Orte, wo sie sich zur Vorbereitung einquartiert hatten, und über die mutmasslichen Aufstellungen. Da waren sie nun also, die Italiener, die Engländer, die Brasilianer, die Deutschen (in Spiez) und die göttlichen Ungarn. Ungarn, das Wunderteam, das ein halbes Jahr zuvor im Wembley-Stadion das bisher zu Hause unbesiegte Geburtsland

des Fussballs mit 6:3 gedemütigt hatte! Jetzt konnte man sich diese überirdischen Ballkünstler leibhaftig in Bern anschauen. Zuerst in einem Vorbereitungsspiel zur Eröffnung des neu mit Nottribünen ausgestatteten Wankdorfs, als Puskás (2 Tore), Kocsis (3), Czibor (2) und Cie. das mit mehreren Spielern verstärkte YB 9:0 überführen. Traumhaftes Kombinationsspiel. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich würde dann fünf Jahre später Puskás (in der gleichen Mannschaft wie Di Stefano, Kopa und Gento) und Kocsis, Czibor (zusammen mit Kubala und dem begnadeten Original Luis Suárez, nicht dem uruguayischen Beisser) erneut bewundern können, als ich zusammen mit einem Schulfreund in unseren Ferien in Spanien in einer Bar zwei Billetts für *el clásico* (wie das Spiel FC Barcelona – Real Madrid damals, glaube ich, gar noch nicht genannt wurde) erhielt und wir dann auf den Rücksitzen zweier Motorräder von unseren neuen spanischen Freunden durch die Gassen der Stadt in das (von einem Schweizer erbaute) Joan-Gamper-Stadion gefahren wurden. Das Resultat war übrigens 4:0 für ein entfesseltel Barça.

Zurück nach Bern 1954, wo es vorerst einmal mit einer Enttäuschung weiterging. Ich war im

Mein Vater hatte zwei Billette für den Final beschafft. Osttribüne, 30 Franken das Stück, ein Vermögen!

Stadion, als England (mit dem legendären Stanley Matthews) in einem farblosen Spiel unsere *Nazmannschaft* (in Bern sagte man nicht Nati) 2:0 schlug. Schwamm drüber. Doch was dann geschah, liebe Leserin, lieber Leser, können Sie sich überhaupt nicht vorstellen. Oder vielleicht doch, wenn Sie an die Dramatik des Matches Schweiz – Argentinien vor zwei Wochen und das unglückliche Tor Di Marías in der vorletzten Minute der Verlängerung denken. Also da war zuerst, dank dem Schweizer Riegel, den unser wunderbarer österreichische Trainer Karl Rappan erfunden hatte (ich Glücklicher durfte ihn später einmal interviewen), das erkrankte 2:1 gegen die hochfavorisierten Italiener. Und dann das wegen des damaligen absurden Modus nötig gewordene Entscheidungsspiel nochmals gegen Italien. Rappan hatte entgegen allen Erwartungen auf totalen Angriff gesetzt, und die legendäre Sturmreihe Antenen–Ballaman–Hügi II–Vonlanthen–Fatton fegte in einem wahren Spielrausch die Azzurri 4:1 vom

Platz. Keines der beiden Italien-Spiele (sie waren in Lausanne und Basel) hatte ich gesehen, aber den Lausanner Viertelfinal gegen Österreich wollte ich mir nicht entgehen lassen. Also ab mit dem Velo ins Tiefenau-Quartier, ins «Tearoom Alba», das einen Fernseher hatte (schwarzweiss natürlich)! Aus irgendeinem Grund – wahrscheinlich fand ich das Lokal nicht gleich – kam ich verspätet, verschwitzt und in heller Panik am gelobten Ort an.

Ob ich eines oder alle der drei zwischen der 16. und 20. Minute erzielten Schweizer Tore gesehen habe, weiss ich nicht mehr. Eine 3:0-Führung, wir sind im Halbfinal! Doch dann skorten die Österreicher innert zwanzig Minuten (ich habe es nachgeschaut, es stimmt wirklich!) fünf Mal. Was ich noch weiss, ist, dass der junge Genfer Parlier – Vorname Eugène, genannt Gégène – im Tor einen rabenschwarzen Tag hatte. Rappan hätte den erfahrenen Stuber aufstellen sollen! Später stellte sich heraus, dass unser «hinterer Verteidiger», der sonst so souveräne Bocquet, einen Hitzschlag erlitten hatte. Er konnte nicht ersetzt werden, weil damals noch mit elf Mann gespielt wurde – auch bei Verletzungen war kein Auswechseln gestattet.

«Schnell wie ein Hase»

Die Enttäuschung war enorm, aber schon am nächsten Tag ging's ins Wankdorf zum Spiel zwischen den beiden besten Mannschaften des Turniers: Brasilien – Ungarn. Ich erinnere mich noch vage an den magistralen Spielmacher Didi, die Santos-Brüder in der Verteidigung und den Pfleger der Brasilianer – «ein kleiner kahlköpfiger Neger, schnell wie ein Hase», wie eine Zeitung schrieb. Die brasilianischen Zauberer – ich war nun aus unerfindlichen Gründen für sie und nicht für die Ungarn – konnten eine frühe Führung der ohne den verletzten Puskas spielenden Magyaren nicht mehr aufholen. Das Spiel artete aus, in den letzten zehn Minuten gab es noch drei rote Karten. Resultat 4:2.

Noch bevor die WM zu Ende war, fuhr unsere sechsköpfige Familie wie üblich in ein gemietetes Chalet im Berner Oberland in die Sommerferien. Mein Vater hatte dort eine Überraschung für mich bereit. Er hatte sich zwei Billette für den Final beschafft. Plätze auf der Osttribüne. Dreissig Franken das Stück, ein Vermögen! Zuvor hatte ich noch nie sitzend ein Spiel angeschaut, ausser wenn man sich bei wenig Publikum auf der Stehrampe auf die Stufen setzen konnte. Am grossen Tag – dem 4. Juli 1954 – regnete es in Kiental in Strömen. Die Mutter hatte



Wie im Märchen: Der Deutsche Rahn (erhobene Arme) trifft im WM-Final vom 4. Juli 1954 im Wankdorf zum 2:2 gegen Ungarn (Endresultat 3:2).

für uns belegte Brote vorbereitet (sagte man schon Sandwich?) und wohl auch eine Thermosflasche mit Tee, bevor wir frühzeitig im Citroën 11 CV Traction Avant aufbrachen. Es regnete den ganzen Morgen, und die Allmend, wo der Vater das Auto parkierte, war ein Sumpf. Eine gute Stunde vor Spielbeginn gingen wir ins Stadion. Man konnte es gemütlich nehmen, man hatte einen Sitzplatz, musste sich nicht mühsam auf den Stehrängen ein Plätzchen ergattern, von dem aus überhaupt etwas zu sehen war.

Wir schlenderten hinter der Haupttribüne hin und her in der Hoffnung, die Spieler bei der Einfahrt ins Stadion zu erblicken. Zu spät, die waren schon in den Kabinen. Wen wir aber zu unserem grossen Erstaunen erblickten, war Michel Simon. Junge Leute, ihr könnt nicht wissen, wer Michel Simon war. Ein ganz Grosser des französischen Films, Charakterdarsteller par excellence, bekannt für seine Clochard-Rollen und übrigens Genfer. Träfe man heute im Letzigrund einen unbeachtet daherkommenden Jack Nicholson, man wäre nicht erstaunter, als wir es waren. Doch halt! Wer starrte da mit nervösem Gesicht aus einem der Kabinenfensterchen? Kein Zweifel, es war der deutsche Torwart Toni Turek!

Wir gingen dann rechtzeitig und erwartungsfroh zu unseren ungedeckten Sitzplätzen

auf der etwas wacklig scheinenden Nottribüne (Allmendseite). Hatte es aufgehört zu regnen? Weiss ich nicht mehr. Dann – es war wie im Märchen – kamen zwei gutangezogene junge Herren die Treppe hinauf und nahmen zwei Reihen hinter uns Platz. Vonlanthen und Ballaman! Ballaman und Vonlanthen. Die beiden Motoren des Schweizer Angriffsspiels. Vorbereiter und Torschützen. Vonlanthen, vor dem sogar meine hochnäsigen Schulkameraden Respekt haben mussten. Er war nämlich stud. nat. oec., also Akademiker, und von ihm konnte man deshalb nicht sagen, er hätte es nur in den Beinen (später spielte er als erster Schweizer Profi im Ausland, bei Milan Inter). Ich nahm mir ein Herz, ging zu den beiden GC-Spielern und erhielt in mein WM-Programmheft (mit den Fotos der Spieler aller sechzehn teilnehmenden Mannschaften) ihre Unterschriften.

Die Deutschen erstaunlich kreativ

Vom Spiel selber hat mein schlechtes Gedächtnis nur wenig behalten. Die beiden Mannschaftsaufstellungen kann ich bis heute immer noch herunterbeten (manchmal mit Lücken), aber an einzelne Spielzüge, selbst an die Tore, kann ich mich nicht wirklich erinnern. Ich weiss nur, dass Ungarn schlechter

war als zuvor und die Deutschen dafür sehr beherzt und erstaunlich kreativ (dieses Wort brauchte man damals allerdings bestimmt noch nicht) gespielt hatten. Spielführer (das heisst Captain) Fritz Walter trumpfte gross auf. Es gab ein paar Glanzparaden des nicht mehr nervösen Toni Turek. Der nach seiner Verletzung noch nicht wiederhergestellte grosse Puskas war ein Schatten seiner selbst (des «galoppierenden Majors»). Die Deutschen kamen mit dem schweren Spielfeld besser zurecht (war da was mit den Stollen? Oder verwechsle ich die Realität mit dem vorzüglichen späteren Spielfilm «Das Wunder von Bern»?). Immerhin bin ich ziemlich sicher, dass der Schiedsrichter Ungarn einen klaren Penalty vorenthielt.

Das Siegestor schoss mit einem Flachschiess aus der Sechzehnercke (der linken oder der rechten? Es muss die linke gewesen sein) der umstrittene Flügel Helmut Rahn (Rot-Weiss Essen). Alles in allem doch ein verdienter Sieg. Man muss es ihnen lassen, sie haben gekämpft und gut gespielt. Auf der Rückfahrt nach Kiental hatten wir im Autoradio (das gab es schon) den Tessiner Sender eingeschaltet, der eine Wiederholung der Finalreportage brachte. Noch heute höre ich das Torgeschrei des Reporters: «Rete di Rahn. Rete di Rahn.» ○

Die Souffleure des intelligenten Tischgesprächs.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE  **WELTWOCH**



Twerking-Queen

Wann hat man ein pralles Gesäss schon mal so herrlich tanzen sehen – losgelöst vom Restkörper, wie ferngesteuert? Ein altes Phänomen erobert von neuem die Welt.

Von Tom Kummer

Es war bloss ein kurzes, heftiges Zittern der Po-Muskulatur – doch es erschütterte die Massen. Innerhalb weniger Wochen klickten 1,7 Millionen Menschen das «Twerking»-Video von Jessica Vanessa auf der App «Vine» an. Und es werden stündlich mehr. Dabei ist Jessica Vanessa eine unbekannte Latina mit erfrischend natürlichem Lachen und grossem Hintern. Twerking ist das nach vorne gebeugte Tanzen mit kreisenden Hüftbewegungen und wackelndem Gesäss. Josephine Baker hatte damit bereits in den dreissiger Jahren provoziert, James Brown setzte es in den sechziger Jahren ein, bevor ihn die Polizei wegen Exhibitionismus von der Bühne holte. Im Hip-Hop wurde es Anfang der achtziger Jahre wieder populär. Dann kam Miley Cyrus mit ihrem süssen Nichthintern und verstand sich beim Twerking als Tabubrecherin.

Und «Vine»? Das ist der kleine Superstar unter den sozialen Netzwerken, auf denen Twerking momentan ein grosses Comeback feiert. Dank «Vine» können Videos mit Smartphone und einer maximalen Länge von sechs Sekunden aufgenommen werden, entweder kontinuierlich oder mit Zwischenstopps, was an die animierten GIFs der neunziger Jahre erinnert. Das sind Videos, die immer wieder automatisch von vorne anfangen und so den Witz einer Sache endlos verlängern, dabei eine faszinierende Minimalästhetik produzieren, die auch mal an den Experimentalfilm der sechziger Jahre erinnert – bis einem eigentlich das Lachen wegen des produzierten Unsinn vergehen sollte.

Tut es aber nicht. *Happiness* wird heute in bescheidenen Happen konsumiert. Und lässt sich endlos wiederholen. Alles beginnt immer wieder von vorn – was dem tragikomischen Gegenwartsspass am Loop zu verdanken ist: Masturbation als Endlosschleife, Narzissmus de luxe.

Echtmenschen in Wirklichkeit bestaunen

Im Fall von Jessica Vanessa ging es aber auch um sensationelles Können. Wann hat man einen prallen Hintern schon so herrlich tanzen sehen – losgelöst vom Restkörper, wie ferngesteuert! Talent ist die eine, Aufmerksamkeit kreieren eine ganz andere Sache. Wie konnte eine unbekannte Latina aus einfachsten Verhältnissen mit ihrem wackelnden Gesäss in wenigen Wochen weltweit eine virale Aufmerksamkeit auf «Vine» generieren, die sich mit 1,5 Millionen Follower fast mit der Twitter-Anhängerschaft von Roger Federer (1,8 Millionen) messen lässt?

Manchmal genügt auch ein Spaziergang in den Park. Eine Gruppe junger Menschen traf



Latina mit natürlichem Lachen und grossem Hintern: Jessica Vanessa beim Twerken.

sich kürzlich in der Grünanlage Pan Pacific Park von Hollywood – das ist ein künstliches Wasser-auffangbecken für den Fall, dass der Damm des legendären Lake Hollywood brechen sollte, jenes Wasserdepots über Los Angeles, bekannt auch aus «Chinatown». Vielleicht träumten schon John Lennon und Yoko Ono von einer Weltjugend wie dieser: Junge Menschen hängen im Grünen ab – friedlich, solidarisch, sexuell entspannt. Es war ein Flashmob von «Vine»-Anbetern. Sie versammelten sich im Pan Pacific Park, weil sie auf «Vine» befreundet sind und so ziemlich alles voneinander wissen – jedenfalls alles, was in einen Sechs-Sekunden-Video-Loop als Selbstinszenierung passt. Jetzt wollten sie sich als Echtmenschen in Wirklichkeit bestaunen. Was sich als eher langweilig entpuppte.

So kam es also, dass ein Reporter des grössten US-Boulevardsenders, TMZ, die nette Jessica Vanessa im «Vine»-Flashmob erspähte und sie darum bat, einen «Twerk» vorzuführen. Kein Problem. Jessica beugte sich vor, stützte ihre Hände auf den Knien ab, und schon begannen ihre Hinterbacken zu zucken: Arschkünste für TMZ. Schafft automatisch Starstatus! Dabei fällt eine gewisse Frische und Lockerheit auf. Kein Superstar von Christina Aguilera bis Miley Cyrus kann diese Entspanntheit bieten. Dazu braucht es Nobodys wie Jessica – das unschuldige Wunder des ganz privaten Spasses.

«Shake what your mama gave you», schrie ein aufgewühlter Junge. Homeboys und «Vine»-Anbeter knieten sich neben Jessica auf den Boden, studierten die Wallungen an ihrem Hintern wie Ethnologen die Tänze afrikanischer Ureinwohner. Es sind hormonell aufgewühlte Jungs, die sich wunderbar amüsieren – frauenverachtend hätte man das vielleicht vor Jahren noch genannt. Diese Jugend ist mit «Pornpop» aufgewachsen. Sex versteht sie als eine Art Freizeitbeschäftigung wie Kegeln, Klettern oder Pfeilbogenschiessen. Bloss, dass man es überall tun kann, und sich dazu nicht unbedingt ausziehen muss. Und alle werden dabei glücklich.

Nur amerikanische Schulen und Bürgermeister haben ein Problem mit dem Füdli-Zucken. Sie wollen das öffentliche Twerking verbieten. Dabei ziehen sie auch die Kriminalisierung von hormonell aufgewühlten Pubertierenden in Betracht. Das wäre ein Fehler. Und wird keine Twerking-Queen von ihrer Kunst abhalten. Unser Körper wird auch künftig heftiger denn je als subversives Schlachtfeld für den gesellschaftlichen Wandel genutzt. Die sexuelle Revolution ist in vollem Gange – und die Sieger sind längst bekannt.

Link zum Video: <http://www.t TMZ.com/2014/06/26/jessica-vanessa-vine-twerk-video/>

«Immer eine starke Frau an seiner Seite»

Celia Sandys erlebte ihren Grossvater Winston Churchill aus nächster Nähe. Nach seinem Rücktritt begleitete sie ihn auf zahllosen Reisen. Die Ermordung Kennedys verfolgte er weinend am TV. Die Ohnmacht angesichts des aufziehenden Kalten Kriegs betrückte ihn ausserordentlich. *Von Werner Vogt und Andrea Arz (Bilder)*

Celia Sandys, in Ihren Büchern beschreiben Sie auf eine sehr private Weise und aus eigener Anschauung den alten Winston Churchill. Was war der dramatischste Moment, den Sie mit ihm erlebten?

Dies waren seine letzten Stunden, die anschliessende Staatstrauer und schliesslich die Abdankungsfeier und das Begräbnis. Zehn Tage vor seinem Tod hatte er einen massiven Schlaganfall, und es war klar, dass sein Leben zu Ende gehen würde. Bereits an seinem 89. Geburtstag hatte er in aufgeräumter Runde gesagt: «Ich bin bereit, meinem Schöpfer entgegenzutreten. Ob er für die Strapazen, mich kennenzulernen, bereit ist, kann ich allerdings nicht sagen.» Nun, uns allen war klar, dass diese Begegnung bald kommen würde.

War Winston Churchill in Frieden mit sich und der Welt?

Unbedingt. Alle damals noch lebenden Kinder waren um sein Bett vereint, meine Grossmutter Clementine, mein Cousin Winston und ich. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass mein Grossvater einen derart schönen Tod hatte, dass mir dieses Erlebnis jegliche Angst vor dem eigenen Tod nahm. Bemerkenswert war übrigens Folgendes: Erstens, die Katze meines Grossvaters spürte instinktiv, dass es bald vorbei sein würde. Sie wick zehnte Tage lang nicht von seiner Seite. Noch erstaunlicher ist aber die Tatsache, dass er am selben Tag – und zwar fast auf die Minute genau – starb wie sein Vater, Lord Randolph Churchill.

Stimmt es, dass Churchill unter der mangelnden Anerkennung seines Vaters litt?

Das stimmt. Lord Randolph zeigte in der Tat wenig Anerkennung für den Jungen und später den jungen Mann. Die Tatsache, dass Churchills Schulleistungen nicht ausreichend waren für ein Studium in Oxford, belastete das Verhältnis. Tragisch ist aber, dass Lord Randolph just in dem Moment starb, als sein Sohn erfolgreich die Offizierschule von Sandhurst absolviert hatte beziehungsweise als Vater und Sohn sich langsam etwas annäherten.

Hat Churchill diese mangelnde väterliche Anerkennung verarbeiten können?

Eine gewisse Wehmut blieb bis ins höchste Alter. Nicht von ungefähr schrieb mein Grossvater den Essay «The Dream». Dort beschreibt er, wie er beim Malen eines Por-



Lebenslange Nostalgie: Churchill, Celia.

träts seines verstorbenen Vaters einschliess und ihm dieser dann im Traum begegnete. Mit Staunen nahm Lord Randolph in diesem Traum zur Kenntnis, welche beeindruckende Ministerkarriere sein Sohn bis an die Schwelle der dreissiger Jahre gemacht hatte. Just als er ihm von seinen Leistungen als Kriegspremier erzählen wollte, wachte Churchill auf. Dieser Essay ist ein Zeichen seiner lebenslangen Nostalgie in diesen Belangen, von Bitterkeit spürte ich nie etwas.

Wie haben Sie Churchill als Kind erlebt?

Es war herrlich. Während seine eigenen Kinder innerlich ständig in einer Art geistiger Achtungsstellung waren wegen seiner Leistung als Kriegspremier, hatten wir Enkel die kindliche Unbeschwertheit. Wir gingen mit Grosspapa auf seinem wunderschönen Landgut in Chartwell (Kent) zu den Teichen, um die Fische zu füttern, oder wir spielten mit den Hunden (Rufus I und II). Mein Grossvater liebte Hunde und Katzen und sagte jeweils augenzwinkernd: «Die Hunde schauen zu uns auf, die Katzen schauen auf uns

«Churchill reiste mit Stil, riesigem Gepäck und Entourage. Staffelei und Ölfarben durften nie fehlen.»

runter. Zum Glück gibt es noch die Schweine – die behandeln uns als Ebenbürtige.» Wenn wir auf Spaziergängen welche sahen, imitierte er zu unserem Gaudi deren Grunzlaute.

Wie änderte sich Ihre Beziehung zu Ihrem Grossvater, als Sie erwachsen wurden?

Es wurde mir allmählich bewusst, welchen ungeheuren Respekt und welche Bewunderung die allermeisten Leute im In- und Ausland für meinen Grossvater empfanden. Mit Jahrgang 1943 habe ich natürlich keine Erin-

nerung an den Zweiten Weltkrieg, seine grösste Zeit als Staatsmann, die für diese weltweite Achtung, ja Verehrung zentral ist. Aber wo immer man mit ihm hinkam, wurde er gefeiert, was er durchaus genoss. Gleichzeitig zog er sich gerne in die Familie zurück, um aufzutanken.

Worüber sprach er mit Ihnen?

Vor allem über Themen aus der Komfortzone. Über die kleinen Dinge in und um Chartwell. Über die Erfolge seines Rennpferds und so weiter. Mit mir sprach er sehr wenig über Politik. Nach den ausgiebigen Mittagessen in Chartwell trennten sich Männer und Frauen. Die Männer genossen Brandy und Zigarren – und in diesem Kreis wurde sicher auch politisiert. Etwas, was mir aber immer noch sehr präsent ist, war seine Sorge um die Welt im beginnenden Kalten Krieg. In seiner zweiten Periode als Premier (1951–1955) war dieser ja in vollem Gange. Dass er hier nichts zu einer positiven Wende beitragen konnte, betrückte ihn ausserordentlich.

Ein Bild, das Ihnen besonders in Erinnerung bleibt?

Das war der Tag der Ermordung John F. Kennedys. Grossvater wollte immer einen Film ansehen nach dem Nachtessen – auch lange bevor es das Fernsehen gab, damals noch mit einem Projektor. Als Kennedy wenige Tage vor seinem 89. Geburtstag erschossen wurde, verfolgte mein Grossvater das Geschehen aber am TV. Er sass weinend vor dem Fernseher. Kurze Zeit zuvor hatte ihn JFK ja zum amerikanischen Ehrenbürger gemacht.

Ihre schönsten Erlebnisse mit ihm?

Die schönsten Erlebnisse waren die Reisen, auf denen ich meine Grosseltern begleiten durfte. Grossvater reiste mit Stil, riesigem Gepäck und entsprechender Entourage. Die Staffelei und die Ölfarben durften natürlich nie fehlen. Ich denke nicht, dass er je im Leben seine Koffer selbst packte. Als Offizier hatte er eine Ordonnanz und zu Hause Bedienstete. Kaum im Flugzeug, zündete er sich eine Zigarre an und paffte mit sichtlichem Vergnügen. Undenkbar, dass man ihm gegenüber so etwas wie ein Pfeifen- und Zigarren-Rauchverbot in der Kabine durchgesetzt hätte. Reisen war für Churchill eine Quelle der Inspiration, ein Adrenalinschub. Dies übrigens, obwohl er sein Landgut, Chartwell, über alles liebte. Er sagte jeweils: «Ein Tag weg von Chartwell ist ein verlorener Tag.» Wahr ist aber auch das Gegenteil: Churchill



«Die Katze meines Grossvaters spürte instinktiv, dass es bald vorbei sein würde»: Churchill-Enkelin Celia Sandys.



«Bei Gott, er hat's vollbracht!»: Sandys' Erinnerungsfotos von ihren Grossvater.

wurde durch Begegnungen in fernen Ländern, von schönen Landschaften inspiriert. Im Alter von 25 Jahren hatte er als Soldat und Kriegsberichterstatter vier Kontinente gesehen. Aber auch in der letzten Phase seines Lebens und allen Altersbeschwerden zum Trotz liebte er es, seine Staffelei zum Beispiel an der Côte d'Azur aufzustellen.

Welches war Ihre beeindruckendste Reise?

Wir waren mehrmals Gäste des griechischen Reeders Aristoteles Onassis. Denkwürdig war namentlich jene Kreuzfahrt von Monte Carlo nach Istanbul, zu der auch

«Winston war ein *action man*, ein junger Mann, der immer und überall an der Front sein wollte.»

die Opernsängerin Maria Callas eingeladen war. Als Backfisch wurde ich hier Zeugin eines Liebesdramas mit weitreichenden Folgen: Zwischen unserem Gastgeber und der Operndiva entspann sich eine Affäre, die faktisch auch das Ende der Ehe zwischen Onassis und seiner Frau Tina einleitete. Nun ja. Diese Dinge passieren halt. Interessant war folgendes Detail an dieser Reise: Aus Rücksicht auf Churchill stellte Onassis sicher, dass seine Jacht nachts durch die Dardanellen fahren würde. Hier – bei Galli-

poli – hatte im Ersten Weltkrieg eine alliierte amphibische Landungsoperation stattgefunden, die in einer Katastrophe endete und Churchill den Posten als Marineminister kostete. Man wollte möglichst vermeiden, dass mein Grossvater an diese traumatische Erfahrung erinnert würde.

Ihr neu aufgelegtes Buch heisst «Chasing Churchill». Als Buchautorin, Referentin und Reiseleiterin «jagen» Sie Ihrem Grossvater schon seit zwanzig Jahren hinterher. Wie kam es dazu?

Alles begann mit einer Schachtel voller alter Briefe, die ich vor über zwanzig Jahren von einem Cousin bekam. Sie stammen aus der Zeit, als Winston Churchill im Internat war und seine Eltern sehlichst vermisste. Vor zwanzig Jahren war diese Zeit seines Lebens noch nicht sehr ausgiebig erforscht, also machte ich dies zu meiner Aufgabe.

In Ihrem Buch «From Winston with Love and Kisses» zitieren Sie herzerweichende Stellen, bei denen man heute sagen würde: «Der Junge war vernachlässigt.»

Wie Sie richtig sagen: «Aus heutiger Sicht». In der englischen Oberklasse der 1880er Jahre war es absolut üblich, die Kinder von einem Kindermädchen aufziehen zu lassen und dann ins Internat zu schicken. Winston hatte aber ausgesprochen Glück mit seiner Nanny, Miss Everest, zu der er eine tragende Bezie-

hung aufbaute. Ihr Tod, als er zwanzig Jahre alt war, ging ihm sehr nah. Hätte sich nicht so eine herausragende Persönlichkeit um ihn gekümmert, so hätte man sagen können, dass eine Vernachlässigung seitens der Eltern da war.

Änderte sich Churchills Beziehung zu seiner Mutter nach dem Tod seines Vaters?

Oh ja, und wie! Als junger Mann und frischbrevetierter Kavallerieleutnant waren seine Mutter und er wie Bruder und Schwester. Winston war ein *action man*, ein junger Mann, der immer und überall an der Front sein wollte. Das schaffte er nur durch die ausgezeichneten Beziehungen seiner Mutter. Sie kannte in London jeden von irgendwelcher Relevanz. Einige übrigens etwas näher als andere. Bis zu seinem 25. Geburtstag war er als Soldat oder Kriegskorrespondent in nicht weniger als vier Kriegen oder kriegerischen Handlungen dabei: am 21. Geburtstag die Feuertaufe auf Kuba beim dortigen Aufstand gegen die Spanier; im Straffeldzug an der indisch-afghanischen Grenze; im Sudan, wo er die letzte Kavallerieattacke der britischen Kriegsgeschichte mitmachte. Last, but not least im Burenkrieg. Zum Thema Frauen übrigens noch Folgendes: Churchill brauchte immer eine starke Frau an seiner Seite. Erst war dies Miss Everest, dann seine Mutter und bald danach seine Frau Clementine.

Welche Rolle spielte Südafrika in Churchills Leben?

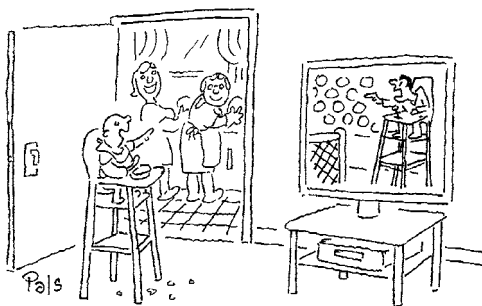
Oh, eine absolut zentrale. Die Tatsache, dass der Sohn eines berühmten Politikers [Churchills Vater war unter anderem Finanzminister gewesen, d.Red.] in Südafrika in Kriegsgefangenschaft geriet und, vor allem, dass er fliehen konnte, verschaffte ihm in Grossbritannien Heldenstatus. Kaum zurück von seiner Aufgabe als Kriegskorrespondent im Burenkrieg, wurde er 1900 im Wahlkreis Oldham erstmals als Unterhaus-

«In der Zeit der Gleichmacherei bekundet die Gesellschaft Mühe, Helden als solche zu würdigen.»

abgeordneter gewählt. Seinen 25. Geburtstag hatte Churchill übrigens in Kriegsgefangenschaft in Pretoria verbracht.

Für Sie und Ihre Beschäftigung mit der Geschichte Ihres Grossvaters war Südafrika auch bedeutend. Wie gingen Sie dabei vor?

Ich wurde 1996 bei meinen Recherchen über Winstons Zeit im Burenkrieg vom südafrikanischen Fernsehen interviewt. Dabei ermunterte ich alle Personen, deren Väter oder Grossväter Churchill getroffen hatten, mit mir Kontakt aufzunehmen. Das Echo war grandios. Über sechzig Frauen und Männer meldeten sich. Es waren dies Söhne oder Enkel von Personen, die meinem Grossvater begegnet waren. Churchill schenkte allen, die ihm bei seiner Flucht von Pretoria durch das ganze Osttransvaal bis nach Lourenço Marques [die heutige mosambikanische Hauptstadt Maputo] geholfen hatten, eine gravierte goldene Uhr. Acht waren es an der Zahl, sechs davon tauchten bei meinem Aufruf auf, und ihre Besitzer hatten alle eine Geschichte zu erzählen. Da war der Sohn des Minenmanagers bei Witbank, aber auch Buren wie der Sohn des Mannes, der das berühmte Fahndungsplakat geschrieben hatte, auf dem mein Grossvater bei einer Belohnung von 25 Pfund «tot oder lebendig» gesucht wurde. Churchill machte im Burenkrieg eine kecke visionäre Ansage: «One day, I will be prime minister», sagte er zu einem sei-



«Er schaut gerne Wimbledon.»

ner Fluchthelfer. Vierzig Jahre später rief dieser aus: «By Jove, he did it!» [Bei Gott, er hat's vollbracht!]

Ging Churchill je zurück nach Südafrika?

Nein, erstaunlicherweise nicht, denn er hatte mit dem südafrikanischen Premierminister und Feldmarschall Jan Smuts ein ausgezeichnetes Einvernehmen. Am 10. Oktober 1964 erhielt er von der Stadt Estcourt das Ehrenbürgerrecht. Aber damals, kurz vor seinem 90. Geburtstag, war er schon viel zu gebrechlich, als dass er noch eine solche Reise hätte antreten können. Eigentlich schade, wäre die Ehrung früher gekommen, dann hätte er sie vermutlich persönlich entgegengenommen.

Hat Churchill mit Ihnen über seine Erlebnisse in all den Kriegen, an denen er teilnahm, gesprochen?

Nein. Nie. Soldaten reden nicht gern über ihre Erlebnisse. Mein Sohn war zweimal als Angehöriger unserer Streitkräfte in Afghanistan. Er verliert kein Wort darüber. Winston Churchill hat seine Erlebnisse als Journalist und Historiker verarbeitet. Damit liess er es bewenden.

Churchill hat in verschiedenen Phasen seines Lebens vom *black dog* gesprochen, der ihn plagte. Hatte er ein Problem mit Depressionen?

Nun, in verschiedenen Phasen seines Lebens ging es ihm nicht besonders gut. Das ist so. Etwa in den dreissiger Jahren, als es aussah, als ob seine politische Karriere zu Ende wäre. Er war ohne Ministeramt. Oder 1945, als er im Sommer die Unterhauswahlen verlor und noch vor dem Ende des Kriegs im Fernen Osten zurücktreten musste. Wenn man seine gewaltige publizistische Leistung ansieht, so kann ich nur sagen: Dies hätte ein Depressiver nie geschafft. Man muss hier etwas anpassen. Verschiedene Interessengruppen möchten Churchill gerne für ihre Sache vereinnahmen. So wird gelegentlich auch gesagt, mein Grossvater hätte an Dyslexie gelitten. Auch hier bin ich skeptisch. Mit einer ausgewachsenen Dyslexie bewältigt man nicht die Aktenberge – oder die Fachliteratur, die Churchill in seinem langen Leben verarbeitete. Und man schreibt wohl auch nicht Tausende von Zeitungsartikeln und Reden sowie Dutzende von Büchern.

Sind Sie bei Ihrer Arbeit über Churchill auch auf Schwierigkeiten gestossen?

(Lächelt) Eigentlich kaum je. Der Vollständigkeit halber aber Folgendes: Ich schlug dem Leiter einer bekannten Schule vor, dass er eines meiner Bücher als einführende Lektüre über Churchill benützen könne. Dies lehnte er ab mit der Begründung, es sei zu einfach geschrieben. Sodann war da die Episode mit einer bekannten amerikanischen Universität. Ich war für ein Referat eingeladen. In dem Moment, als die Universitätsleitung herausfand, dass ich über keinen akademischen Abschluss verfüge, wurde ich wieder ausgelat-

den. Ich konnte es mir in dieser Situation natürlich nicht verkneifen, die Herrschaften darauf aufmerksam zu machen, dass unter diesen Umständen auch Winston Churchill als Referent nicht in Frage gekommen wäre.

Das Porträt Ihres Grossvaters wird bald die Fünf-Pfund-Note zieren. Weiss die heutige Schülersgeneration in Grossbritannien, was für eine Leistung Winston Churchill als Kriegspremier erbrachte?

Mit der Banknote müssen wir noch etwas Geduld haben. Wegen der Sicherheitsaspekte dauert es bis 2016, bis sie gedruckt werden wird. Zum anderen Thema Folgendes: Die Gesellschaft – zumindest in unserem Land – bekundet in der heutigen Zeit der Gleichmacherei leider Mühe, Helden auch als solche anzuerkennen und zu würdigen. Das ist schade, denn mein Grossvater war ein Held. Nicht nur für mich.

Celia Sandys, Jahrgang 1943, ist die Tochter von Winston Churchills ältestem Kind, der Schauspielerin Diana Churchill (1909–1963), und dem Politiker und Diplomaten Duncan Sandys. Seit mehr als zwanzig Jahren kümmert sie sich um das historische Erbe ihres Grossvaters. Sandys ist Referentin, TV-Präsentatorin, Filmerin und Reiseleiterin und Autorin zahlreicher Bücher über ihren Grossvater.

Werner Vogt war Auslandredaktor und Korrespondent der NZZ. Der Historiker ist heute Kommunikationsberater und Publizist. www.wevcom.ch



Universität
Zürich^{UZH}

Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik – zentral zur Schärfung Ihres Profils!

Im Februar 2015 starten erneut unsere 1-3-jährigen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengänge:

- Master of Advanced Studies in Applied Ethics
4 Semester (Februar 2015 bis Januar 2017)
- Diploma of Advanced Studies in Applied Ethics
3 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2016)
- Certificate of Advanced Studies in Biomedical Ethics
2 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2015)

Die Studiengänge vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Positionen der Angewandten Ethik und vertiefen diese Kompetenzen zu einer eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen.

Weitere Informationen und Anmeldung zum gesamten Angebot unter:

www.asae.uzh.ch



Im Schlafzimmer von Emma Thompson, bettwarm, kurz vor acht Uhr.



Zum Anfassen schön

Von Daniele Muscionico

Auch Hollywoodstars sind Menschen. So lautet einer der letzten grossen Irrtümer dieser Welt. Denn das einzig Wahre daran ist unser Wille, wider besseres Wissen daran zu glauben.

Ohne Make-up, Hairstyling und Studioliicht sind Hollywoodstars so unscheinbar wie Lieschen Müller, meint Lieschen Müller. Denn wenn das wahr wäre, wäre auch sie ein Star, und der Star wäre einer wie ich. Wenn dem so wäre – oder zumindest ungefähr so.

Einer wie ich, eine wie ich? Das hiesse zum Beispiel, jeden Morgen im Badezimmer vor einem fremden Gesicht zu erschrecken, das anstatt meines eigenen aus dem Spiegel blickt. Polizei! Rettung! Haltet die Einbrecherin!

Bei Hollywoodstars soll das ja ganz anders sein. Sie steigen bereits am Morgen wie aus dem Ei gepellt aus den Daunen, schütteln ihre Locken und begrüssen den Tag mit einem Lächeln – oder werden von ihm mit einem Lächeln begrüsst. Oder mit anderen Morgenwundern wie hier Schauspielerin Emma Thompson. Hollywoodstars gehen in derselben Perfektion zu Bett, wie sie am Morgen strahlend darin aufwachen. Nein, besser noch, schlafend verjüngt, wie neugeboren.

Diese Vermutung bestätigt ein Bildband mit 127 schwarzweissen Aufnahmen der französischen Fotografin Véronique Vial. Er ist zwar nicht taufersch, doch seine Wucht ist zeitlos gültig. Vial hat ikonische *role models* aus Film, Kunst und Mode in aller Herrgottsfrühe aufgesucht und einen quasi ungeschminkten Blick auf die quasi schmucklos Schönen geworfen. Sie wollte die Frauen fotografieren, bevor diese eine «Maske» aufsetzten. Eine Idee zwischen Voyeurismus und Exhibitionismus made in Hollywood.

Das Ergebnis heisst «Women Before 10 A.M.» und gehört zu den deprimierendsten Druckerzeugnissen überhaupt.

Denn was ist zu sehen? Sigourney Weaver stählt ihren Body schon vor dem ersten Hahenschrei. Laetitia Casta benutzt ihr Bett im Morgentau als Trampolin und tobt im ersten Koffeinrausch über die Kissen. Angelina Jolie schläft offenbar in einer Korsage und sieht auch mit einem Zigarettenstummel im Mund hinreissend aus. Das Model Milla Jovovich wühlt zwischen Traum und Wachen im unbefestigten Haar und scheint einer Werbung für Drei-Wetter-Taft entsprungen. Zum Anfassen schön.

Wieso glauben wir, was wir sehen? Wer hat uns mit diesem Fluch belegt? Antworten werden erbeten an die Adresse dieser Redaktion.

Women Before 10 A.M.: Schirmer/Mosel, München

Bestseller

Belletristik

- 1 (4) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (1) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 4 (2) **Kerstin Gier:** Silber – Das zweite Buch (*Fischer FJB*)
- 5 (6) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 7 (8) **Michael Robotham:** Erlöse mich (*Goldmann*)
- 8 (7) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 9 (10) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 10 (9) **Blanca Imboden:** Anna & Otto (*Wörterseh*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (4) **Colleen Dorsey:** Rubberband Schmuck (*Scorpio*)
- 4 (8) **Peter Sloterdijk:** Die schrecklichen Kinder der Neuzeit (*Suhrkamp*)
- 5 (6) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 6 (3) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (–) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 8 (–) **Wolfram Meister:** Zürich geht aus! 2014/15 (*Gourmedia*)
- 9 (7) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 10 (–) **Christopher Clark:** Die Schlafwandler (*DVA*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Geigen

Den Rekordpreis von 45 Millionen Dollar wollten kürzlich die Eigentümer einer Stradivari-Viola bei einer Auktion für das Instrument lösen. Daraus wurde nichts, das Meisterwerk fand keinen Käufer. Bereits wenige Tage zuvor war eine Violine des legendären Geigenbauers (1648–1737) bei einer Auktion liegengeblieben, niemand wollte den Mindestpreis von 7,5 Millionen Dollar bezahlen. Der Grund dafür liegt womöglich bei einer Studie, die vor einigen Monaten in der Fachwelt für Diskussionen sorgte: Sie zeigte, dass Profi-Geiger bei Blindtests Stradivari-Instrumente von anderen Spitzenprodukten nicht unterscheiden können (*Weltwoche* Nr. 16/14). Vielleicht ist aber alles viel profaner: Bei den boomenden Aktienmärkten haben Geigen als Anlageobjekte an Attraktivität eingebüsst. (rb)

Autoren

Hinter der Maske des Provokateurs

Michel Houellebecq zeigt sich in seinem neuen Gedichtband von der mildereren Seite. Von Pia Reinacher



Träumerisches Ich: Schriftsteller Houellebecq.

Exzentrisch wirkte der auf der ganzen Welt am meisten gelesene lebende französische Schriftsteller schon immer auf den vielen Bildern, die es von ihm gibt. Michel Houellebecq pflegt sich seinen Fotografen ohne die geringsten Anpassungsleistungen zu präsentieren – brutal, direkt, beinahe roh den Betrachter mit dem unmaskierten, traurigen Ich konfrontierend –, genau so, wie er es in seinen Büchern tut. Seine Porträts sind stummes Signal einer tiefen Zerrissenheit des kompromisslosen, in wilden Depressionen an der Welt leidenden *poète maudit*.

Die Abgründe und Ambivalenzen, das Weh und das Sehnen, die Hoffnungslosigkeit und die Rebellion – all das findet man im neuen, seinem fünften Gedichtband wieder: «Die Gestalt des letzten Ufers». In Paris, wohin der bis vor kurzem im Exil auf Lanzarote und in Irland lebende Autor inzwischen zurückkehrte, munkelt man bereits, dass dieses verschattete Werk zum Schwanengesang des Schriftstellers werden könnte.

Totale Abwesenheit reiner Gefühle

Der Gedichtband «Die Gestalt des letzten Ufers» wirkt wie eine Engführung all seiner in den früheren Romanen angeschlagenen Themen. Mehr programmatisch als wirklich inhaltlich bündelt der Bewunderer von Mallarmé und Baudelaire seine Poeme in fünf Abteilun-

gen: «Die graue Fläche», «Verlängertes Wochenende in Zone 6», «Erinnerungen eines Schwanzes», «Die Gefilde der Leere» und «Plateau». Was in den Romanen noch ausschweifend diskutiert wurde, schrumpft jetzt auf die verdichtete Essenz des aktuellen Ich-Gefühls zusammen. Atemlos stösst das lyrische Ich, das wir ruhig mit dem houellebecqschen Ich gleichsetzen können, sein Angewidertsein, seine Trostlosigkeit, seine Enttäuschung, seine verschütteten Träume und seine Ängste in komprimierten Versen heraus.

Es ist ein Ich auf der Spur der existenziellen Selbstbefragung, das zu wenig hoffnungsvollen Schlüssen kommt. Natürlich finden sich immer auch noch die alten Töne, etwa seine oft kritisierte Misogynie.

Entschwundenes Glück

Im Gegensatz zu den Romanen, deren laut aufheulender Rebellionssound den Leser gleichzeitig bouleversierte und entzückte, ist in Michel Houellebecqs Gedichten ein abgeklärtes, beinahe mildes, leises, aber umso anrührenderes Ich am Nachdenken über die letzten Fragen. Plötzlich entdeckt man unverstellt, was man schon immer vermutete: Hinter der Maske des rücksichtslosen Provokateurs zeigt sich ein zartes, sehnsüchtiges, träumerisches lyrisches Ich, das niemals mit der totalen Abwesenheit reiner Gefühle und absichtloser Zuwendung fertig wurde: «Durch den Tod des Reinsten / Wird jegliche Freude zunichtegemacht / Wie ausgeweidet ist die Brust, / Und das Auge sieht in allem nur Dunkles. // Es dauert einige Sekunden, / Eine Welt auszulöschen.»

Die trostlose Melancholie, die unverhohlene Trauer über verpasstes, enttäuschtes, nie erlebtes oder entschwundenes Glück durchfurcht als tiefe Spur die neue Gedichtsammlung dieses wohl berühmtesten und kontroversesten französischen Schriftstellers. Sie liefert den Schlüssel, mit dem sich für den Neuleser quasi von rückwärts her auch Houellebecqs Prosawerk begreifen lässt: das Œuvre eines erbarmungslosen Zynikers und gnadenlosen Moralisten, eines unerschrockenen Anklägers und desillusionierten Sehnsüchtigen.

Michel Houellebecq: Gestalt des letzten Ufers. Gedichte. Aus dem Französischen von Stephan Kleiner und Hinrich Schmidt-Henkel. Dumont, 176 S., Fr. 26.90



Im Stil französischer Filme à la «Les diaboliques»: Autor Beckett.

Krimi

Samtpfötiger Horror

Der neue Roman von Simon Beckett ist ein raffinierter Beziehungs-Thriller. Von Wolfram Knorr

Der Brite Sean liebt Frankreich, weshalb es ihn unwiderstehlich dorthin treibt. Bei brütender Hitze trampft er als Rucksacktourist runter in den Süden. Bloss nicht auffallen. So tigert er, ein bisschen abseits von den Strassen, durch die Pampa – bis er mit einem Fuss in einer rostigen Eisenfalle landet. Die Einsamkeit ist kolossal, die Schmerzen sind es auch. Halb bewusstlos wird er von zwei Frauen gefunden, auf einen Bauernhof geschleppt, im Dachboden der Scheune versteckt und gepflegt. Auch wenn Sean gesund wird, das Drumherum wirkt dagegen ziemlich krank. Arnaud, der Vater der Frauen, ein düster-mürrischer Brocken, ist so unheimlich wie des Bauern Schweine, «Sanglochons», Kreuzungen aus Haus- und Wildschweinen. Aber auch Mathilde und das jüngere Gretchen werden dem Ich-Erzähler Sean bald unheimlich. Und umgekehrt ist den Arnauds der angebliche Rucksacktourist auch nicht geheuer. Was hatte er abseits der Strasse zu suchen? Papa Arnaud und seine Töchter nützen das bald weidlich aus. Sean beginnt langsam zu dämmern, dass er vom Regen in die Traufe geriet.

Seltsame Flucht aus London

Der britische Thriller-Autor Simon Beckett, bekanntgeworden mit seinem Forensiker-Helden David Hunter («Kalte Asche», «Verwesung»), verzichtete erstmals auf ihn und verlegte sich aufs Samtpfötige des Psycho-Thrillers, im Stil

französischer Filme à la «Les diaboliques». Das hebt Becketts jüngsten Roman, «Der Hof», erfreulich von konventionellen Krimis ab. Zwei Geschichten lässt er aus gegensätzlichen Richtungen aufeinander los, was ziemlich spannend ist. Zum einen Seans seltsame Flucht aus London und zum anderen die undurchsichtigen Arnauds, die den Briten immer tiefer in ihre familiären Probleme verstricken. Träg wie die flirrende Hitze das Tempo, das durchs Lokalkolorit einen tückischen Sog entwickelt. Durchbrochen wird die scheinbare Provinzidylle mit Seans rückblendenartig eingefügten Vergangenheitssplintern. Was und wer hat ihn aus Grossbritannien fliehen lassen?

Irritation und Angst

«Der Hof», in Dutzende Sprachen übersetzt, schreit nach einer Verfilmung. Beckett spielt gekonnt mit den Versatzstücken des Psycho-Thrillers, von den Eisenfallen, den Säuen und einem aggressiven Eber über seltsame Skulpturen im Wald bis zu Gretchen und Mathilde und Vater Arnaud. Zu den Szenen der Irritation und Angst fügt sich Seans Lieblingsfilm «L'Étémurtrier» (1983) von Jean Becker mit Isabelle Adjani als gefährlichem Provinzluder. Ist Gretchen ein Ebenbild, das Sean runterzureissen droht?

Simon Beckett: Der Hof. Wunderlich. 464 S., Fr. 29.90

Jazz

Vier Seelen in der Brust: Schnittpunkt Panama

Von Peter Rüedi

Danilo Pérez ist ein ehrgeiziger Künstler, er will viel (wenn nicht alles). Pianist in der Rhythmusgruppe des noch immer funkeln kreativen Altmeisters Wayne Shorter (zusammen mit dem Bassisten John Patitucci und dem Drummer Brian Blade), hat er zum Jubiläum seiner Heimat Panama eine Art cinemascopische Suite geschrieben, die von diesem geografischen Punkt zwischen Nord- und Südamerika, Atlantik und Pazifik aus ein künstlerisches Koordinatennetz wirft. Sie ist ein Hymnus an seine Heimat (das letzte Stück, ein kurzer Passus von afrokaribischer Perkussion, heisst «Celebration of Our Land», das vorletzte ist eine Interpretation von Ricardo Fábregas populärem Lied «Panamá Viejo»), aber auch eine Art musikalischer Nachvollzug der Expedition von Panamas «Nationalentdecker» Vasco Núñez de Balboa.

Der war ein Abenteurer, Hasardeur und Eroberer, der auch schon mal im Zeichen spanisch-christlicher Moral homosexuelle Eingeborene von seinen Hunden zerfleischen liess und in die Geschichte einging als der Europäer, der nicht nur als Erster den Pazifischen Ozean (das «südliche Meer») erblickte, sondern auch zuerst den amerikanischen Kontinent als solchen erkannte. Eine wilde Geschichte mit einem gewaltsamen Ende, für Pérez' Musik allerdings nur als atmosphärische Anspielung von Belang in Stücken wie «Rediscovery of the South Sea» und «Reflections on the South Sea». Abwechselnd mit zwei Rhythmusgruppen (eine davon eben die von Shorter), dem Geiger Alex Hargreaves und afrokaribischer Perkussion führt er gleichzeitig ein Gespräch zwischen den vier Seelen in seiner Brust, einen Diskurs zwischen Alter und Neuer Welt und einen Nord-Süd-Dialog dazu. Das ergibt eine hybride Musik von teilweise grosser Schönheit und beträchtlicher Spannung und gelegentlich etwas angestrenzter Ambitioniertheit, kompositorisch anspruchsvoll, wenn Pérez sich nicht gerade für Momente als (inspirierter) Improvisator von der Leine lässt. Keine Musik zum Mitpfeifen und Fingerschnappen. Kunst. Manchmal fast zu viel.



Danilo Pérez: Panama 500. Mack Avenue MAC 1075

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Out of the Furnace	★★★★☆
	Regie: Scott Cooper	
3	Après la nuit	★★★★☆
	Regie: Philippe de Monts	
4	Fruitvale Station	★★★★☆
	Regie: Ryan Coogler	
5	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
6	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Vielen Dank für nichts	★★★★☆
	Regie: S. Hillebrand / O. Paulus	
9	Locke	★★★★☆
	Regie: Steven Knight	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

Kinozuschauer

1 (2)	The Fault in Our Stars	6583
	Regie: Josh Boone	
2 (1)	Walk of Shame	6098
	Regie: Steven Brill	
3 (4)	Maleficent	3762
	Regie: Robert Stromberg	
4 (-)	Out of the Furnace	3196
	Regie: Scott Cooper	
5 (5)	A Million Ways to Die in the West	3113
	Regie: Seth MacFarlane	
6 (3)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	2847
	Regie: Peggy Holmes	
7 (6)	Blended	2656
	Regie: Frank Coraci	
8 (10)	Bad Neighbors	1730
	Regie: Nicholas Stoller	
9 (8)	Boyhood	1706
	Regie: Richard Linklater	
10 (7)	X-Men: Days of Future Past	1560
	Regie: Bryan Singer	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	The Wolf of Wall Street (Universal)
2 (2)	47 Ronin (Universal)
3 (4)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
4 (3)	Homefront (Impuls)
5 (6)	Der Medicus (Universal)
6 (8)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
7 (7)	Robocop (Impuls)
8 (5)	Downton Abbey – Season 4 (Universal)
9 (9)	Die Eiskönigin (Disney)
10 (-)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)

Quelle: Media Control



Auf der Suche nach Menschen: Preisgekrönter Dokumentarfilm «Sacro GRA».

Kino

Der dämonische Gral

Eine Premiere auf dem Spielfilm-Dauerlauf internationaler Filmfeste: Venedig vergab im vergangenen Jahr den Hauptpreis erstmals an einen Dokumentarfilm. Von Wolfram Knorr

Im Grunde sind die internationalen Filmfeste Cannes, Berlin oder Venedig Tretmühlen, die fleissig mit Spielfilmen in Gang gehalten werden; und (fast) nur mit Spielfilmen, wenn's um die Verteilung der Hauptpreise geht. Dann sind sie Mass und Muss. Im vergangenen Jahr tanzte Venedig aus der Reihe und sprach zum ersten Mal einem Dokumentarfilm den Goldenen Löwen zu! Für die einen war das Ketzerei, für andere ein Spleen, und für einen kleinen Rest eine Wohltat: Endlich wurde mal das ewige Ritual demontiert. Schon recht, aber der ausgezeichnete «Sacro GRA» von Gianfranco Rosi ist sowieso kein klassischer Dokfilm. Es wird weder in die Kamera gequatscht, noch aus dem Off gelabert. Es gibt nur die Perspektive unbeteiligt scheinender Beobachtung, die stellenweise das Inszenatorische streift, als suchte Rosi eine extravagante Kür; auf jeden Fall wollte er die Konventionen des Genres, das Pflichtübungsmässige, meiden.

Mit dem Titel «Sacro GRA» soll ironisch der Heilige Gral assoziiert werden, denn GRA ist das Kürzel für die Autostrada del Grande Racordo Anulare, die Ringautobahn, die um Rom liegt wie die Ringe des Saturns. Zwei Jahre recherchierte Rosi an ihr entlang, auf der Suche nach Menschen, die auf die eine oder andere Art mit ihr verknüpft sind, in unmittelbarer Nähe der lärmigen, flimmernden Rennpiste leben,

auf der Tag und Nacht die Autos wie Treibgut vorbeifliessen. Und Rosi fand Cesare, einen Aalfischer, der täglich mit seinem Boot unter der Autobahn über den Tiber schippert. Den Botaniker Francesco, der gegen den Insektenbefall der Palmen kämpft, die an den schmutzigen Ufern der Strasse wuchern. Den Rettungsanitäter Roberto, der fast täglich mit der Ambulanz auf der Piste unterwegs ist; den Graubart Paolo, der in einem Einzimmerapartment mit seiner Tochter lebt und über den Schimmel in einer Knolle doziert, die Huren im alten VW-Bus und Prinz Filippo, der dank der prima Anbindung an die Autobahn sein protzig neureich eingerichtetes Schloss als Bed and Breakfast und Veranstaltungsort zur Verfügung stellen kann.

Rosi montiert die ausgewählte Schar so geschickt, dass die Einzelteile einerseits wie Geschichtsschnipsel anmuten, wie zerfledderte Buchseiten, die an den Strassenrändern liegen, und andererseits wie erholsame Stopps und Besuche auf der ewigen Fahrt durch Raum und Zeit. Sie verleihen «Sacro GRA» eine spröde Poesie und retten das Projekt, das gelegentlich das Kuriositätenkabinetthafte schrammt.

Rosi wurde unterstellt, er habe mit gestellten Szenen nachgeholfen, um die Porträts seiner Randexistenzen mit einem Hauch von felineskem Ambiente zu «parfümieren». Und wenn schon. Schliesslich hat schon der Maes-

tro circensischer Lustbarkeiten die Mammutautobahn mal verewigt: in einem gewaltigen Stau in «Fellinis Roma» (1972). ★★★★★☆

Weitere Premieren

L'amour est un crime parfait — Der französische Schriftsteller Philippe Djian («Betty Blue») gilt seit eh und je als schrill unter Frankreichs Autorenzunft. Er liebt das Schräge, und «abschüssig» sind auch «Die Rastlosen», die Jean-Marie und Arnaud Larrieu verfilmt haben. Eine Art Hänsel-und-Gretel-Spielerei über zwei Geschwister, die ein merkwürdiges Verhältnis haben und gemeinsam in einem geerbten, luxuriösen Chalet leben. Marc (Mathieu Amalric), ein gescheiterter Autor, ist Literaturprofessor an der Uni Lausanne, und Schwester Marianne (Karin Viard) arbeitet in der Verwaltung.

Er, ein Liebling der Frauen, und sie, eine strenge Kontrolleurin, geraten in Turbulenzen, nachdem er eine Geliebte, die am nächsten Morgen in seinem Bett nicht mehr aufwacht, kurzerhand in einer Schlucht entsorgt. (Wie er das anstellt, sie aus dem Haus schafft, erfährt man nicht.) Nicht nur ein Kommissar beginnt sich für ihn zu interessieren, auch Barbaras Mutter; und zwischen diesen heillosen Querelen erfährt man, dass die Geschwister eine schreckliche Kindheit hatten.

Ein Thriller ist das nicht, auch keine Amour fou. Amalric spielt zwar prima zwischen somnambul schwebenden Frauen, aber reichlich



Frauenliebling: «L'amour est un crime parfait».

Fragen Sie Knorr

Zurzeit läuft der Western-Ulk «A Million Ways to Die in the West» von und mit Seth MacFarlane. Ich bin ein Fan von ihm. Was halten Sie denn von ihm? H. K., Sissach

Wenn Sie ein Fan sind, wissen Sie natürlich, dass ein paar herrliche Animationsserien auf sein Konto gehen, von «Family Guy» über «The Cleveland Show» bis «American Dad». Sein Markenzeichen ist wohl der irre Einfall, Tiere sprechen zu lassen. Neu ist das natürlich nicht (man denke nur an die legendäre Sit-



verquast ist diese mässige Literaturverfilmung trotzdem. ★★★★★☆

Rico, Oskar und die Tieferschatten — Kinderfilme werden gerne auf die leichte Schulter genommen und sind deshalb oft schlecht, geprägt von einem herablassenden Erwachsenenschmunzeln. Davon kann bei Neele Leana Voll-



Quirlig: «Rico, Oskar und die Tieferschatten».

mars Verfilmung des Kinderkrimis von Andreas Steinhöfel keine Rede sein. Sie nimmt die Kinder ernst, vor allem die Freunde Rico, den «Tiefbegabten», und Oskar, den «Hochbegabten». Da stimmt alles: von den Dialogen über das Ensemble bis zum quirligen Spiel. ★★★★★☆

Suzanne — Die Schwestern Suzanne (Sara Forestier) und Maria (Adèle Haenel) halten zusammen wie Pech und Schwefel – bis eines schönen Tages Julien (Paul Hamy), ein charmanter Luftikus, in Suzannes Leben tritt und die familiäre Bindung sprengt. Katell Quillévére («Un poison violent») schildert den Werdegang der Schwestern, die früh ihre Mutter verloren haben und von ihrem Vater (François Damiens) liebevoll erzogen wurden, bis ins Erwachsenenalter. Das hemmt gelegentlich den Erzählrhythmus, aber Quillévéres emotional wie psychologisch überzeugende Beziehungsgeschichte der Schwestern bleibt immer spannend, gerade bei den nicht voraussehbaren Wendungen ihrer beider Leben. ★★★★★☆

com «Alf»), aber die Art und Weise wie MacFarlane das handhabt, die Tiere den bürgerlichen Konventionen anpasst und zugleich in ihre Art fallen lässt, macht den besonderen Humor aus. Im Spielfilm «Ted» (mit dem sprechenden Bär) hat er das furios umgesetzt. In seiner Westernparodie leider nicht; vielleicht, weil er auf eine solche Figur verzichtete. Seine wahre Begabung liegt in der Gagschreiberei und weniger in seiner Mimenkunst. Aber offenbar will er zunehmend spielen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Fussballreporter: 1:0 für Beni

Von Philipp Gut

Eine Nation hat so viele Nationaltrainer, wie sie Einwohner hat. Alle wissen, wie es geht. Und wie es besser ginge. Da wollen auch wir nicht zurückstehen. Allerdings reden wir nicht über das Spiel, sondern über die, deren Beruf es ist, über das Spiel zu reden: die Fussballreporter. Wir beschränken uns auf die Kollegen des Schweizer Fernsehens. Und wir tun das mit grösstmöglicher Subjektivität.



Wie ein Caipirinha: Moderator Thurnheer.

1 — **Der Klassiker.** Bernard «Beni» Thurnheer bleibt unerreich. Schien er eine Zeitlang etwas ermüdet, blüht er nun unter der brasilianischen Sonne auf. Der Dienstälteste ist spritzig wie ein Caipirinha.

2 — **Der Geläuterte.** Sascha Ruefer war einst unausstehlich. Überdreht und sprudelnd vor doofen Einfällen, stellte er sich selber rhetorisch das Bein. Das ist vorbei.

3 — **Der Sopran.** Dani Wyler hat ein imponantes Fachwissen. Nur bringt er es mit einer derart hohen Stimme rüber, dass man es bei aller Sympathie nicht neunzig Minuten durchhält. Spätestens ab Halbzeit zwei stellen wir auf ARD oder ZDF um.

4 — **Der Ostschweizer.** Dani Kern langweilt durch seine Biederkeit, und er nervt mit seinem Akzent. Wir schalten sofort auf ARD oder ZDF um.

5 — **Der Neue.** Für Patrick Schmid hat sich mit dem Job an der WM ein «Bubentraum» erfüllt. Seine Lautbildung und seine Aussprache sind ein Albtraum. Wir weichen von Anfang an auf ARD/ZDF aus.

WM-Finalspiel: Sonntag, 13. Juli, ab 19 Uhr, SRF 2.

Epizentrum der schönen Gefühle

Sommerparty im «Dolder Grand»: Das ultimative Luxushotel ist fertiggebaut. Von *Hildegard Schwaninger*



Begrüsste die Gäste: Urs E. Schwarzenbach, Francesca Schwarzenbach (M.) am «Dolder»-Sommerfest.

Lasst dicke Männer um mich sein», lässt Shakespeare Julius Cäsar sagen, und im Klartext, auf heutige Verhältnisse angepasst, könnte das heissen, dass es sich unter den Reichen gut feiern lässt. Jedenfalls, wenn man eingeladen ist. So fehlte es an absolut nichts, als **Urs E. Schwarzenbach** zur Sommerparty ins «Dolder Grand» lud. Es gab etwas Wichtiges zu feiern: Sechs Jahre nach Eröffnung des ultimativen Luxushotels ist auch die letzte Bauetappe vollendet, der rechte Flügel für den Empfang der Gäste bereit. Schwarzenbach, der geheimnisumwitterte Investor, dem der Ruf sagenhaften Reichtums vorausleilt, *hinselbst* war anwesend und begrüßte seine Gäste. Es waren etwa dreihundert. Den Rest erledigten die Mitarbeiter, ein erstklassig geschultes Team, das den Gast auf Schritt und Tritt fühlen lässt, dass er hier König ist.

Thomas Schmid, der das Hotel als Direktor eröffnete und sich heute um den anstehenden Neubau «Dolder Waldhaus» kümmert, war ebenso anwesend wie sein Nachfolger **Mark Jacob**. Die Gäste staunten: Eine Suite, 300 Quadratmeter gross, mit drei Schlafzimmern, eigener Rasenterrasse und einem Swarovski-Kristalllüster von Palastdimensionen setzt neue Massstäbe in Zürichs Luxushotellerie. Ideales Zielpublikum wären Familien, arabische oder russische, die wochenlang bleiben. Oder Gutsituierte, die für medizinische Check-ups oder Schönheits-OPs nach Zürich

kommen und sich hier – unterstützt von den Möglichkeiten im Spa – erholen.

Die Sommerparty-Gäste wurden schon bei der Ankunft nicht nur mit Champagner und frischgepressten Fruchtsäften empfangen, sie durften sich am reichgedeckten Gabentisch bedienen mit allem, was man an einem schönen Sommerabend so braucht: Stroh Hüten, Fächern und Absatzschonern, damit die High Heels auf dem neuen Rasen über der Gallery, wo die Party mit Disco abging, nicht beschädigt wurden. So fühlte man sich gleich wohl



Vom Besten: Spitzenkoch Nieder.

und im Epizentrum der schönen Gefühle und des glamourösen Reichtums.

Zum Essen gab es natürlich vom Besten. Küchenchef **Heiko Nieder** ist nicht per Zufall

mehrfach preisgekrönt. Als *Bhaltis* durfte man aus seiner Küche noch ein Exotic Fruit Chutney oder eine Barbecue-Sauce mit nach Hause nehmen. In der Suite stand ein Physiotherapeut vom hauseigenen, ebenfalls mehrfach preisgekrönten Spa bereit und massierte Gäste, die etwas Ruhe brauchten, den Nacken. Es war ein herrlicher Abend. Er hatte nur einen Schönheitsfehler: Es war der Abend, an dem die Schweizer Fussballer gegen Argentinien verloren. Selbstverständlich konnte man das Fussballspiel auf Grossleinwand verfolgen. Ein gutes Hotel muss ein Herz für alle Gäste haben.

Der Festsaal des «Dolder Grand» mag zwar wirken wie eine Raumkapsel (der Prunksaal ist fensterlos, und man wundert sich, was sich der Architekt dabei gedacht haben mag), aber er ist trotzdem eine begehrte Location für exklusive Feste. Kürzlich feierte **Margarita Louis-Dreyfus**, die vermutlich reichste Russin (Witwe von **Robert Louis-Dreyfus** und Besitzerin von Olympique Marseille), dort ihren Geburtstag. Gleichzeitig mit dem Geburtstag ihres ältesten Sohnes **Eric Louis-Dreyfus**. An ihrer Seite: ihr neuer Herzenspartner **Philipp Hildebrand**, Ex-Präsident der Schweizerischen Nationalbank. Unter den Gästen: **Alexander Pereira**, Intendant der Salzburger Festspiele, ein guter Freund von Margarita Louis-Dreyfus, der mit ein paar Anekdoten (etwa über gemeinsame Reisen) an Robert Louis-Dreyfus erinnerte.



Feierte im «Dolder» Geburtstag: Louis-Dreyfus.

Das «Dolder Grand» beherbergt eine profilierte Kunstsammlung. Kulturprogramme sollen neue Gäste auf die Gesellschaftsbühne «Dolder Grand» locken. So werden Literaturabende und Lesungen veranstaltet und jetzt auch Kunst-Panels von Galeristin **Frédérique Hutter** organisiert. Das erste fand mit **Martina von Meyenburg** statt, einer Künstlerin, die Hutter zurzeit in der Galerie Katz Contemporary ausstellt. Sie sprach mit dem Designer und Künstler **Rolf Sachs** und dem Philosophieprofessor **Georg Kohler**. Etwa 120 Gäste waren da, vor allem kunstaffine Damen und ein paar Sammler.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Viele Cüpli

Die Fachberaterin Karolin Fackovic, 30, und der Schuhmachermeister Stefan Teufer, 36, haben im Juni geheiratet. Weil sie an das Glück glauben.



«Eisbrecher»: Ehepaar Teufer-Fackovic.

Karolin: An einer Silvesterfeier mit vielen Kollegen wurden vor elf Jahren die Weichen für unsere gemeinsame Zukunft gestellt. Bereits zwei Jahre zuvor hatten wir uns kennengelernt, hätte uns damals aber jemand gesagt, dass wir zusammen durchs Leben gehen werden, hätten wir gelacht. Beim besagten Jahreswechsel funktionierten die vielen Cüpli als Eisbrecher, und Mitternacht war längst vorbei, als wir uns näherkamen. Mir gefiel ganz einfach Stefans Lebensfreude und seine fröhliche Art.

Stefan: Und Karolin war ein sehr hübsches Mädchen. Etwas schüchtern, wirkte sie auf mich sehr interessant. Am nächsten Tag fragten wir uns beide, was wir da gestartet hatten, war es der Anfang einer Beziehung oder einfach nur Spass? Genaue Vorstellungen von einer Partnerin oder einem Partner hatten wir beide nicht.

Karolin: Wir hofften beide auf etwas Glück, um den richtigen Menschen zu finden, und stellten bald fest, dass der Glücksfall tatsächlich eingetreten war.

Stefan: Gemeinsamkeiten verbinden uns: Wir reisen gerne und haben immer mindestens eine Fotokamera dabei. Wir lassen uns kulinarisch gerne verwöhnen, lieben Kinovorführ-

ungen und sind an technischen Gadgets interessiert. Wenn andere einen gemeinsamen Musiktitel mögen, haben wir unsere gemeinsame Stadt, die wir lieben und in der wir schon so viele schöne Stunden zusammen verbracht haben: Wien. Wiederum in einer Silvesternacht machte ich Karolin dort auf dem Stephansplatz vor dem Stephansdom vor bald zwei Jahren den Heiratsantrag.

Karolin: Ob wir ein ideales Paar sind, sehen wir vermutlich erst in fünfzig Jahren. Die Zeichen stehen sicher nicht schlecht: Wir haben mittlerweile ähnliche Ansichten, aber es gibt auch Platz für die Ansichten des andern. Grundsätzlich blicken wir in dieselbe Richtung, und dies ist bereits ein gutes Gefühl. Vertrauen, Respekt, Ehrlichkeit sind uns am wichtigsten, und gleichzeitig sollte man einander auch in der Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit unterstützen. Wichtig ist auch, dass man sich gegenseitig nicht «zu sicher» ist, was die Liebe am Leben hält. Der Glaube daran, dass man diese Ideen mit dem Menschen an seiner Seite in die Realität umsetzen kann, stärkt schlussendlich den Glauben an eine gemeinsame Zukunft, in der beide glücklich bleiben.

Stefan: Man könnte sagen, eine Heirat zeige auch das Bedürfnis nach Stabilität und Vertrauen in einer sich schnell verändernden Welt. Dass die Ehe die Partnerschaft stabiler macht, glauben wir allerdings nicht. Vielmehr sollte eine Ehe die Partnerschaft nicht verändern.

Karolin: Mein Kleid war cremefarben und bodenlang. Die mit Glitzersteinen und winzigen Perlen besetzte Korsage wurde im Rücken mit langen Seidenbändern geschnürt. Geheiratet haben wir standesamtlich, in der Burg halde Lenzburg. Der anschliessende Apéro fand auch dort statt. Die Gäste überraschten uns mit Spielen, Geschenken und teilten mit uns die schönen Momente eines sehr glücklichen Tages. Die Stunden vergingen wie im Flug, und noch Tage später war das Ereignis wie ein wunderbarer Traum, den man nicht richtig fassen kann.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Man empört sich

Von *Andreas Thiel* — Ob die Deutschen uns jetzt besser verstehen?

Thiel: Für einmal pflichte ich Ihnen bei, Herr Gauck. Wenn die NSA einen BND-Mitarbeiter besticht, um Daten zu stehlen, dann werden Grenzen überschritten, die zwischen Freunden nicht überschritten werden sollten.

Gauck: Es ist unerhört! Ich bin masslos enttäuscht. Eine Schande ist das.

Thiel: Ich finde, auch Ihr Kollege Uhl von der CSU übertreibt nicht, wenn er behauptet, die USA führten sich auf wie eine digitale Besatzungsmacht.

Gauck: Uhl trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist ungeheuerlich!

Thiel: Auch der frühere Chef des BND, Hans-Georg Wieck, hat absolut recht, wenn er betont, Deutschland sei kein Vasall der USA.

Gauck: In Deutschland gilt immer noch deutsches Recht und nicht amerikanisches Recht!

Thiel: Selbst Angela Merkel soll entsetzt sein.

Gauck: Nicht nur sie, das ganze deutsche Volk ist entsetzt.

Thiel: Eine klare Mehrheit der Deutschen wünscht sich tatsächlich mehr Unabhängigkeit von den USA.

Gauck: Die Amerikaner verspielen die Freundschaft des deutschen Volkes.

Thiel: Und wie sieht es nun aus mit den gestohlenen Bankdaten, die der deutsche Geheimdienst im Auftrag der deutschen Regierung in der Schweiz aufkauft?

Gauck: Ich bitte Sie, das ist etwas ganz anderes.

Thiel: Können Sie sich vorstellen, dass die Aufhebung der Personenfreizügigkeit gegenüber Deutschland und der EU mit dem arroganten Verhalten Deutschlands gegenüber der Schweiz zu tun hat?

Gauck: Wenn dem so ist, dann haben die Schweizer irgendetwas ganz falsch verstanden. Hier geht es um höhere Interessen. Da können wir auf lokales Schweizer Recht doch keine Rücksicht nehmen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Weisser Fleck

Von Peter Rüedi



In der Regel pflege ich meine Trinkgewohnheiten nicht an äusseren Anlässen zu orientieren. Mir fehlt schon die Einsicht dafür, weshalb ich sommers andere Weine trinken soll als winters. Was uns ja zurzeit der gesamte ansonsten ernsthafte Weinhandel mit der Propagierung von «Sommerweinen» nahelegen will (in Missachtung z. B. der Tatsache, dass schwere, alkoholreiche und konzentrierte Weine gerade zu sommerlichen Grilladen die bessere Wahl sein können als ein labbriger Rosé). Ebenso abseitig erscheint mir die Vorstellung, nur weil derzeit in Brasilien um die Fussballweltmeisterschaft gespielt wird, müsse ich mich brasilianischen Weinen zuwenden. Allerdings gebe ich zu, dass die für mich bis anhin so etwas wie einen weissen Fleck auf der südamerikanischen Weinkarte vorstellten.

Wohlwissend, dass im Prinzip fast überall auf der Welt Trauben wachsen, ausser vielleicht im nördlichen Alaska oder in Katar (wo sie sich auf 2022 hin gewiss einen klimatisierten Hors-sol-Weinberg anzulegen anheischig machen). Spass beiseite. Die Brasilianer sind, im Gegensatz etwa zu den Uruguayern, keine Weintrinker, wohl aber Südamerikas drittgrösste Weinerzeuger. Mit Anbaugebieten sogar nahe am Äquator, in erster Linie aber in der südlichen, an Uruguay angrenzenden Provinz Rio Grande do Sul. Feucht ist's auch hier und also schwierig, Reben gegen Fäulnis und Pilze zur Reife zu bringen. Aber möglich ist's, auch dank relativ hoher Lagen im Osten von Porto Alegre. Hierher, ins Vale dos Vinhedos, wanderte im 19. Jahrhundert aus dem Veneto die Familie Miolo zu, die unter anderem auch Wein zog. Zum Eigengebrauch.

Ein professioneller Betrieb entstand auf dem 29. Grad südlicher Breite erst 1994, mehr als ein Jahrhundert später. Er entwickelte sich rasant aus dem Status einer Kuriosität heraus. Der Cabernet Sauvignon Quinta do Seival von Miolo zum Beispiel ist ein ernstzunehmender Wein. Jung und fruchtbetont (u. a. Cassis), aber nicht ohne Substanz. Viel Frische. Auch nach dem WM-Final mit Gewinn zu trinken. Zumal zu diesem Aktionspreis.

Miolo Viticultores: Quinta do Seival Cabernet Sauvignon. 14%. Jeggli-Weine, Buchs. Fr. 14.85
www.jeggliweine.ch

Monsieur Passards junges Gemüse

Man muss kein Vegetarier sein, um zu mögen, was Alain Passard in seinem Pariser Drei-Sterne-Restaurant aufischt. Von David Schnapp



Man isst, was der Garten hergibt: Drei-Sterne-Koch Passard.

An diesem Mittwochmittag bin ich etwas zu früh dran im Restaurant «L'Arpège», wo Alain Passard berühmt für sein Gemüse wurde. Seit fast dreissig Jahren führt Passard das Lokal mit drei Michelin-Sternen, um das Jahr 2000 hat er mit dem Gemüse angefangen. Auf einem 2,5 Hektaren grossen Gelände bei Paris pflegen mehrere Profis das biodynamisch angebaute Gemüse, das den Menüplan an der Rue de Varenne bestimmt.

Weil ich zu früh bin, begrüsst mich Passard persönlich im Restaurant mit den Worten: «Sie werden sehen, wir bereiten schöne Dinge aus Gemüse zu.» Eine Entwarnung vorab, «L'Arpège» ist kein vegetarisches Restaurant, es gibt Fisch und Fleisch, aber sie sind nur Beilagen. Am Ende habe ich 24 kleinere oder grössere Gerichte gegessen – Monsieur Passard hatte, so schien es, das Menü zu meinen Gunsten erweitert. Einige der Teller bleiben unvergessen, wie die hauchdünnen Ravioli mit verschiedenen Gemüsefüllungen, die gratinierten roten Zwiebeln mit Parmesan und Cassisbeeren oder das rohe Langustinen-Tatar mit Himbeeren und Thymian. Ich hatte noch nie so gute Kartoffeln wie diese drei kleinen, verschiedenfarbigen Erdäpfel (gelb, blauviolett, rosa), die süss und erdig schmecken und mit einer Sauce aus Vin jaune und einer Tapenade aus Kalamata-Oliven serviert werden. Wer das perfekte Grundprodukt hat, wie es aus Passards Garten zu kom-

men scheint, der muss damit nicht viel machen, um aussergewöhnliche Gerichte zu kreieren.

Ich esse Zwiebeln

Irgendwann fällt mir auf, dass ich ziemlich viele Zwiebeln esse, sie kommen in allen Varianten auf den Tisch, oft roh in einem Salat oder als in feine Streifen geschnittene Lauchzwiebeln, die bloss von etwas Meersalz, Radieschen und Sonnenblumenöl begleitet werden. Sie kommen gegart mit Wurzelgemüse und Zucchini in einem Blätterteigkörnchen daher, geschmort mit einem grillierten Stück Kalbsbries und einem Streifen etwas fettiger Entenbrust.

Nach 14 Uhr beginnt Alain Passard dann seine Lokalrunde, er begrüsst jeden Gast, als wären sie uralte Freunde, selbst die beiden Touristinnen aus Peking, die staunend und relativ wortlos in dem kleinen, ziemlich wuseligen Lokal sitzen.

«Mon cher ami», sagt Alain Passard zu mir, ich sage ihm die Sache mit den Zwiebeln, und er lacht und sagt bloss: «C'est la saison.» Es ist ein bestechend einfaches Konzept: Man isst, was der Garten hergibt. Alain Passard macht aus jungem hervorragendes Gemüse.

Restaurant L'Arpège
84, rue de Varenne, 75007 Paris
Telefon +33 1 47 05 09 06
Samstags und sonntags geschlossen
Ausführliche Besprechung des Menüs
auf www.dasfilet.ch



Auto

Adrenalin (I)

Vergleich zweier Sportwagen, die unterschiedlicher nicht sein könnten.
Zum Ersten: Der ungeschliffene Rohling Alfa Romeo 4C. *Von David Schnapp*

Der Alfa Romeo ist ein Auto, wie man es lange nicht gesehen hat: bildschön und gleichzeitig brutal in seiner sportlichen Härte. Der massiv mit Turbolader aufgeladene Vierzylindermotor ist so agil und laut, dass man besser weder frühmorgens aus der Wohnsiedlung wegfährt noch spätabends dorthin zurückkehrt.

Doch der Reihe nach: Mit dem 4C will Alfa Romeo wieder nach vorne, nachdem die italienische Marke aus dem Fiat-Konzern in letzter Zeit eher wie ein Patient gewirkt hat, der dringend wiederbelebt werden müsste. Nun soll investiert werden, vier bis fünf Milliarden

Euro, so berichtete die *Financial Times*, will Fiat-Chef Sergio Marchionne in die Alfa-Zukunft stecken. Der 4C, gebaut bei Maserati in Modena, ist dafür eine Art heiser röhrendes Startsignal.

Und immer weiter

Der 4C ist kein Auto für die Masse, er ist ein radikales Statement, ein Kollege verglich ihn in einem Bericht mit dem rohen schmutzigen Liebesakt; aber natürlich ist nicht alles, was hinkt, ein Vergleich. Der kleine Zweisitzer ist ziemlich alltagsuntauglich, ich scheiterte beim Versuch, eine Tiefgarage, in die es recht steil hinunterging, zu erreichen. Der 4C war zu nah am Boden, ich musste zurücksetzen. Zurücksetzen ist nicht lustig, man sieht nämlich nach hinten nichts, das ansonsten feine Doppelkupplungsgetriebe scheint ausserdem den Rückwärtsgang nicht besonders zu mögen, es zerrt und ruckelt, aber das ist in Ordnung, denn mit diesem Auto fährt man: vorwärts. Und immer weiter vorwärts.

Der 4C hat einen Mini-Kofferraum, kaum Ablagen, und man sitzt, wie gesagt, so nahe an

der Strasse, dass es auch einem durchschnittlich grossen Fahrer wie mir unmöglich ist, einigermaßen mit Haltung in dieses Auto ein- oder daraus auszusteigen. Wenn man nämlich rauswill, befindet man sich ungefähr auf Höhe der Bordsteinkante, von dort unten ist es ein langer Weg nach oben.

Besser gut festhalten

Aber befreit von Komforteinrichtungen aller Art, fährt es sich wunderbar. Das vielzitierte Gokart-Feeling: Hier hat man es. Die Kombination aus tiefem Gewicht (900 Kilogramm trocken) bei einer Karosserie aus Carbonfaser, Aluminium und Verbundstoffen, Heck-Mittelmotor mit 240 PS, Hinterradantrieb, ultradirekter Lenkung und der 6-Gang-Trockenkupplung ist perfekt. 4,5 sehr laute Sekunden geht es, bis Tempo 100 erreicht ist. Bei 258 ist Schluss – ich habe es nicht versucht, aber vermutlich hält man sich bei dieser Geschwindigkeit besser gut am Lenkrad fest. Die Steuerung des Wagens braucht sowieso höchste Aufmerksamkeit, elektronische Lenkunterstützung gibt es nämlich nicht, hier muss man noch selbst fahren.

Fazit: Ein Auto wie den Alfa 4C möchte man gerne in seiner Garage haben, eher als Zweit- oder Drittwagen allerdings: ein kleiner Supersportler für die belebenden Adrenalinstösse im Leben.

Alfa Romeo 4C

Leistung: 240 PS, Hubraum: 1750 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 258 km/h
Preis: 66 000 Franken





«Null, zero, unter null»: Jenny, 35, Tenor und Konzertveranstalter.

MvH trifft

Christian Jenny

Von Mark van Huisseling — Fragen an den Mann, der unter anderem das andere Jazz-Festival organisiert, das zurzeit stattfindet.

Das Interview, das du mir gegeben hast, als du der jüngste Konzertveranstalter der Schweiz warst, zirka 1992...» – «Dezember 1993; ein langes, teures Mittagessen im Restaurant «Riesbächli»... Es hat sich nichts geändert seither, können wir dieses Interview nehmen?» (Das kam von ihm.) «Das Interview, das du mir gegeben hast, respektive die Erfahrung, die du damals mit mir gemacht hast – hat das deine Laufbahn entscheidend mitbeeinflusst?» – «Sehr schön. Nein, aber ich weiss, dass es mein erstes Interview war. Und ich hab mich sehr gefreut, damals. Aber heute laden wir die Journalisten zum Essen ein und subventionieren die Verleger, es ist umgekehrt heute. [Der Entwurf stimmt, wenn auch nicht hier: Das Gespräch fand statt im Restaurant «Blaue Ente» in Zürich, wir waren Gäste des Betreibers, mit dem ich bekannt bin.] Ich habe Verständnis, wenn Verleger in ihre Hobbys, zum Beispiel Jachten, investieren statt in guten Journalismus, haha.»

– «Das ist der Moment, in dem ich sage: «Obwohl wir fast Freunde sind, ist das ein Interview, und ich gebe wieder, was du sagst.» – «Ja, ja, gut, ich habe ja keinen Namen gesagt.»

Christian Jenny, 35, ist Tenor, Schauspieler und Inhaber einer Firma mit Namen «Amt für Ideen»; er nennt sich folglich nicht Chef, sondern Vorsteher. Wenn wir es davon haben: Er nennt sich ausserdem Christian Jott Jenny, bei «Jott» handelt es sich aber nicht um einen zweiten Vornamen, es ist der erste Buchstabe seines Nachnamens. Jenny singt in Opern, Operetten und Musiktheatern und hat «die Figur des Gesellschafts-Tenors Leo Wundergut kreierte» (NZZ am Sonntag). Im Jahr 2007 gründete er das Festival da Jazz in St. Moritz, die diesjährige Ausgabe dauert vom 10. Juli bis zum 10. August (fünfzig Konzerte im «Dracula Club», in anderen Lokalen sowie auf der Alp Muottas Muragl). Beim erwähnten Interview von 1993 ging es darum, dass er als damals vermutlich «jüngster

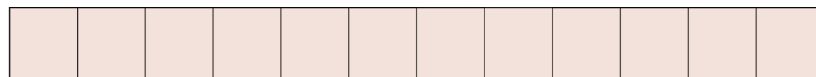
Veranstalter der Schweiz» (Sonntagsblick) ein Konzert mit George Gruntz, einem Jazzpianisten und -komponisten, veranstaltete, im Haus der evangelisch-reformierten Kirche Witikon, dem Viertel in Zürich, wo er aufwuchs.

«Du bist ausgebildeter Tenor, zurzeit aber mehr Veranstalter von Konzerten, nicht wahr?» – «Ich steh im Jahr siebzig Mal auf der Bühne, das reicht.» – «Ich sehe, deine Antworten sind geschliffener heute und du bist besser vorbereitet...» – «Der Herr Stöhlker hat mich auf dieses Mittagessen vorbereitet.» – «Kannst du dir den leisten, oder war's einer der Söhne? Das heisst, er ist auch nicht mehr so teuer, seit er pensioniert ist...» – «Nein, ich hab keine Berater.» – «Aber trotz deiner vielen Auftritte – ist es nicht so: Die, die was können, tun's, die anderen werden Veranstalter?» – «Das kann ich dir grad sagen: Ich bin nicht Jazzmusiker.» – «Nicht mal ab und zu?» – «Null, zero, unter null. Das ist mein Hobby, und darum führt das nie zu Problemen. Zurzeit ist bei mir der Veranstalter im Vordergrund, das stimmt, aber die Grenze ist sehr organisch, ich muss nie vor der Bühne stehen und denken: «Ich würd gern selber dort oben sein» [auf der Bühne seines Jazz-Festivals]. Das ist vielleicht der Grund, weshalb ich kein Klassik-Festival leite.»

«Was du, in meinen Augen, auch gut kannst, ist Netzwerken. Was ist das Wichtigste, dass es funktioniert?» – «Authentizität über alles.» – «Es interessiert dich also genuin, Leute zusammenzubringen und so?» (Während des Essens kam, unter anderen, Elmar Ledergerber an den Tisch, um Jenny zu grüssen.) «Absolut, a) ist es nicht etwas, was ich trainiert hab, und b) fällt es mir überhaupt nicht schwer. Ich mag Menschen in ihrer absurdesten und vielfältigsten Art. Am meisten über Kommunikation hab ich gelernt von George Gruntz, er hat immer gesagt: «Was wir machen, verstehen neunzig Prozent sowie so nicht, also erklär's.» – «Interessant, in der Weltwoche, bei Kollegin Schwaninger, wurde streng über dich geurteilt [«Er pflegt intensiven Kontakt zu den Medien. Nur zu seiner Scheidung gab er sich wortkarg. Denn schon bald nach seiner Hochzeit zeugte der Umtriebige eine Tochter. Aber leider nicht mit seiner Frau.»] Zu Recht?» – «Vollkommen wurst, ist okay, kann sie machen. In dem Fall, muss ich ehrlicherweise sagen, stimmten die Fakten nicht. Es interessiert auch niemanden.» – «Falsch, es interessiert alle, die wissen, wer du bist.» – «Es kratzt nicht an meinem Ego. Zumal, wenn ich das anmerken darf, es allen Beteiligten dieser Geschichte heute sehr gut geht.» – «Wie ist dein relationship status?» – «Ich bin ledig.» – «Das ist der Zivilstand.» – «In freudiger Erwartung des zweiten Kindes, aber unverheiratet.»

Sein liebstes Restaurant: «Restaurant «Birchegg» in Oerlikon. Mein Psychiater, meine Institution für Melancholie, Scheidungen, Hochzeiten, zum Sterben... Ausser meiner Beerdigung habe ich dort alles schon gefeiert.» «Birchegg», Wehntalerstrasse 119, Zürich, Tel. 044 361 05 22.

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28					29	30		
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40												



Lösungswort — Er geht dem Untergrund auf den Grund

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Weder nebulös noch diffus, ganz und gar nicht. 6 Kalkutta liegt am Ganges, und es ist nicht weit entfernt. 10 Klingt fast schon paradox, dass sie so einer ist. 12 Spritztouren, die Reisende erst so recht auf Touren bringen. 15 Dort geht's sportlich zu, Zuschauer inklusive. 17 Das Herumgeschreie geht Hand in Hand mit – ja! – fast schon Mord. 18 Gegenteil von Klatschmaul: Sie spricht nur, wenn sie etwas zu sagen hat. 19 Geradezu animalisch, die emsige Königin. 20 Gehört zum politischen Hand- wie Mundwerk. 23 In dem graziösen Insekt steckt ein potentiell-elles Flugobjekt. 26 Ami ist der Freund für Romands, Kumpel ist er für den Ami. 27 Die elektrostatische Einheit präsentiert sich in dieser Form als Palindrom. 28 Wirklichkeit, die ganz ohne Kosmetika auskommt. 31 Sicher war für Joachim Ringelnatz, dass nichts sicher ist, ... das nicht. 34 Vom Saulus zum Paulus, der keltische Volksstamm, zuerst raubten, dann missionierten sie. 35 Er beweist mir klar und deutlich, dass ich ich bin. 37 Zwei ernste Mienen und vier Füße, die sich amüsieren. 38 Ein mächtiges Geweih zielt bei ihm auch sie. 39 Eine Wende ohne Anfang kehrt sich in dessen Gegenteil. 40 Gorica nennen die angrenzenden Slowenen die Stadt, die Deutschen nochmals anders. 41 Kraftwurzel, nicht nur für Chinesen und Koreaner.

Senkrecht — 1 Sie nennt sich Menschenrechtsstadt, die erste Europas. 2 Er ist fraglos der Beste, und sie ebenfalls. 3 Opium und Volk – so dann doch bekannter. 4 Die Apfelsorte hat ihren Namen mit einem Tramper gemein. 5 Es wäre unverfälscht, wäre da nicht etwas verstellt. 6 Den, genau den europäischen Regierungssitz meinen wir. 7 Höflich, steif, fröhlich oder wie immer - sie ist immer verbal. 8 Wie man auch sagen könnte, platzsparend dazu. 9 Was Alain für die Franzosen, ist er für die Polen. 11 So kann es bei 22 senkrecht leider nie sein. 13 Bei Überzeugungsarbeit sind sie von grösster Wichtigkeit. 14 Wenn sie durchgeknetet werden, stauen sogar Physiotherapeuten. 16 Sage wie Lied, heroisch und deutsch. 21 Auch ohne Klimawechsel: Verkehren sich Anfang und Ende, dann ist es schlicht kalt. 22 Sie sind im allerbesten Falle lieb. 23 Was sie betrifft, ist es Geschmacksache, oder eher eine Frage der Interpretation. 24 Wer's gerne bildungssprachlich hat, bitte: Relevanz. 25 Wow, der ist ja noch berühmter als unser musealer Barry. 29 Zwischen Stanserhorn und Buochserhorn, aber nicht auf gleicher Höhe. 30 Westafrikanisches Volk und Stadt im Languedoc-Roussillon. 32 Was der Ausdruckstanz hier, ist er in Japan (ohne h). 33 Wie Leningrad zu St. Petersburg, wurde Kalinin dazu. 36 Die Erdkruste bietet davon viel.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 375

M	I	S	C	H	A		F	U	S	S	B	A	L	L
A		T		U	N	M	U	T		A		M	O	A
I	S	A	B	E	L		T	A	B	U	R	E	T	T
S	P	U	R	T		K	O	H	L	M	E	I	S	E
	I		A	E	S	E	N		A		U	S	E	R
F	E	M	U	R		U		H	U	E	N	E		A
A	L	O	E		S	P	E	I	S		I	N	K	L
B	U	E	R	S	T	E		L	A	G	O			
I	H	R		Z	E	R	K	L	E	I	N	E	R	N
E	R	S	T	E	R		F	A	U	L		B	O	A
R		E		N	I	R	O		R	E	G	E	N	T
	E	R	P	E	L		R	I	E	T		R	A	I

Waagrecht — 1 MISCHA 5 FUSSBALL 11 UNMUT
12 MOA 13 ISABEL 16 TABURETT 19 SPURT
20 KOHLMEISE 21 AESEN 22 USER (Sure)
23 FEMUR 25 HUENE 26 ALOE 27 SPEIS (regional für Mörtel) 28 INKL 30 BUERSTE
32 LAGO (it. f. See) 34 IHR 35 ZERKLEINERN
39 ERSTER 40 FAUL 41 BOA 42 (de) NIRO
(Taxidriver: Filmtitel) 43 REGENT (berühmter
Diamant) 44 ERPEL 45 RIET 46 RAI (it.
TV-Programm)

Senkrecht — 1 MAIS 2 STAU 3 HUETER 4 ANL
(-age, Synonym f. Naturell; franz. age f. Alter)
5 FUTON 6 UTAH 7 SAUM 8 AMEISEN 9 LOT-
SE 10 LATERAL 14 SPIELUHR 15 BRAUER
17 BLAUSAEURE 18 REUNION 20 KEUPER
23 FABIER 24 MOERSER 25 HILLA 27 STERIL
29 KORONA 31 SZENE 33 GILET 36 KFOR
37 EBER 38 NATI (anti)

Lösungswort — **BAUERNREGEL**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Andreas Caminada,
3 Michelin-Sterne,
19 Gault-Millau-Punkte

«Zu Hause habe ich ihn ganz für mich allein.»
Der Combi-Steam XSL von V-ZUG



Ob Andreas Caminada mit seiner Kochkunst seine Gäste oder sich selbst verwöhnt: Der Combi-Steam XSL von V-ZUG sorgt für perfekte Ergebnisse. Da sich die Dampftemperatur von 30 bis 100 °C präzise einstellen lässt, gelingt Vakuum-Garen auf einfache Art auch zu Hause. Entdecken Sie das einzigartige, gesunde Genusserlebnis der Innovation Vacuisine® von V-ZUG. Mehr erfahren Sie unter vzug.ch/lifestyle